

Ute Sattler

Zur Geschichte der Westfälischen Diakonissenanstalt Sarepta während der Zeit des Nationalsozialismus¹

1. Einleitung – Fragestellung und Quellen

In welcher Weise hat sich die Westfälische Diakonissenanstalt Sarepta als christlich diakonisches Werk und damals größtes Diakonissenmutterhaus im Deutschen Reich mit der Ideologie und gesundheitspolitischen Einflussnahme des NS-Regimes auseinandergesetzt? Der Beantwortung dieser Frage gilt das Forschungsinteresse in der vorliegenden Arbeit. Die Recherche umfasste die im Hauptarchiv der Von Bodelschwingschen Stiftungen Bethel (HAB) gesammelten Archivalien zur Geschichte des Mutterhauses Sarepta² und dessen Einrichtungen während der NS-Zeit.



Abb. 1: Diakonissenmutterhaus Sarepta in Bethel
Hauptarchiv Bethel Sar 7 451

- ¹ Überarbeitete und gekürzte Fassung einer Untersuchung, die zunächst im August 2014 abgeschlossen wurde und als unveröffentlichtes Manuskript im Hauptarchiv der von Bodelschwingschen Stiftungen Bethel in Bielefeld einzusehen ist.
- ² Im Folgenden wird diese Bezeichnung anstelle des offiziellen Namens „Westfälische Diakonissenanstalt Sarepta“ benutzt, da sie in den damaligen Quellen fast ausschließlich gebraucht worden ist.

Im ersten Teil der Arbeit richtet sich der Blick vor allem auf die Mutterhausleitung, auf den Vorsteher Pastor Erich Meyer, die Vorsteherinnen Diakonisse Marie Heuser und Diakonisse Anna Heuser, auf Pastor Paul Kirschsieper³ als den 2. Pastor, die drei Bezirkspastoren und die leitenden Ärzte. Es wird untersucht, wie die Mutterhausleitung die Machtübernahme der Nationalsozialisten im Jahr 1933 aufnahm, wie sie auf die Gleichschaltung des Gesundheitswesens reagierte und sich im Kirchenkampf positionierte. Ein Kapitel widmet sich der Frage nach den jüdischen Schwestern und Patientinnen Sareptas, deren Diskriminierung durch staatliche Verordnungen auch die Einrichtungen der Inneren Mission erreichte. Die Haltung der Mutterhausleitung zu den „Euthanasie“-Aktionen der Nationalsozialisten wird auf der Grundlage einer Stellungnahme Erich Meyers zu diesem Problemkomplex untersucht. Die beiden Vorsteherinnen wirkten, soweit die vorhandenen Quellen dies erkennen lassen, eher im Hintergrund. Ein Kapitel würdigt ihre Rolle und Bedeutung in der Mutterhausleitung.

Der zweite Teil der Untersuchung befasst sich mit der Lebens- und Arbeitssituation der Diakonissen Sareptas in den Kranken- und Pflegehäusern in Bethel sowie in vielfältigen Arbeitsbereichen in ganz Westfalen und darüber hinaus. Dort waren sie als Gemeindeschwestern und Kindergartenleiterinnen, als leitende Krankenhausschwestern und Leiterinnen von Fürsorgeheimen oft sehr direkt mit Deutschen Christen (DC), Vertretern der örtlichen NSDAP und der staatlichen Behörden sowie nationalsozialistisch eingestellten Ärzten und Schwestern konfrontiert. Wie verhielten sich die Schwestern, die sich ihrem Diakonissengelübde verpflichtet fühlten, in den offenen oder auch inneren Konflikten, die sich aus dieser Konfrontation mit der politischen Lage immer wieder ergaben? Wie haben die Schwestern das Verhalten der Mutterhausleitung während ihrer Ausbildungszeit in Bethel wahrgenommen und erlebt, und wie weit sind sie später an ihren Einsatzstellen vor Ort in Konfliktsituationen von der Mutterhausleitung unterstützt worden? Die Stellung des Mutterhauses Sarepta im Gesamtgefüge der Von Bodelschwingschen Anstalten sowie seine Beziehung zum Kaiserswerther Verband⁴ wird dort berücksichtigt, wo dies für die behandelten Fragen wesentlich ist.

³ Kurze biographische Angaben zu Paul Kirschsieper s. bei Bauks, Friedrich Wilhelm: Die evangelischen Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945 (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 4), Bielefeld 1980, S. 251 Nr. 3169.

⁴ Lauterer, Heide-Marie: Liebestätigkeit für die Volksgemeinschaft. Der Kaiserswerther Verband deutscher Diakonissenmutterhäuser in den ersten Jahren des NS-Regimes, Göttingen 1994. Der „Kaiserswerther Verband deutscher Diakonissenmutterhäuser“ wurde 1916 gegründet und war der größte evangelische Schwesternverband im Bereich der Inneren Mission. Ihm gehörten 27.638 Diakonissen und 3.708 diakonische Hilfskräfte in 69 über das ganze Deutsche Reich verstreut liegenden Mutterhäusern an; s. a.a.O., S. 9.

Eine große Hilfe für die Forschungsarbeit waren sechs umfangreiche Ordner, die in den 1980er Jahren im Auftrag der Mutterhausleitung von Diakonisse Irene Laube, der damaligen Leiterin des Sarepta-Archivs, angelegt worden sind. Unter dem Titel „Material zur NS-Zeit“ hat sie eine Fülle unverzeichneter Quellen, teils als Kopien, teils in von ihr angefertigten Inhaltsangaben, unter folgenden Themenschwerpunkten zusammengestellt:

1. „Euthanasie“ und Zwangssterilisation,
2. Gemeindestationen,
3. Kurzprotokolle aus verschiedenen Akten,
4. Schwesternkonferenzen,
5. Krankenhäuser,
6. Interviews mit Schwestern.

Zu einer systematischen Auswertung dieses Quellenmaterials unter relevanten Fragestellungen ist es damals jedoch nicht gekommen.

Aktenverweise in diesen Ordnern führen zu weiteren für den Untersuchungszeitraum wichtigen Quellen. Zu nennen sind hier die gesammelten „Schwesternbriefe“ der Mutterhausleitung an die Schwestern, die Predigten, Vorträge und Berichte der leitenden Pastoren bei den jährlich abgehaltenen Jubiläums- und Herbstkonferenzen und die Jahresberichte des Vorstehers aus der Zeit von 1935 bis 1945. Außerdem enthalten die Ordner vereinzelte Briefe von und an Erich Meyer, unter anderem von Amtsbrüdern und Verwaltungsstellen. Ebenfalls ausgewertet wurden die Dokumente zu Erich Meyers langer Amtszeit als Vorsteher (1921–1950), die im Archiv unverzeichnet in mehreren Mappen gesammelt vorliegen.

Relativ wenige Quellen geben Aufschluss über die Tätigkeit von Diakonisse Anna Heuser, die dem Mutterhaus von 1934 bis 1949 vorstand. Hinweise in den Personalakten einiger Schwestern, ausführliche Berichte, die einige Diakonissen während und nach dem Zweiten Weltkrieg über ihre Tätigkeit aufgeschrieben haben, vor allem aber die umfangreichen Interviews, die Heide-Marie Lauterer-Pirner im Rahmen ihrer Dissertation über den Kaiserswerther Verband 1985 mit einer Gruppe von 14 Diakonissen im Haus Abendfrieden in Bethel durchführte, ergeben ein facettenreiches Bild vom Arbeitsalltag der Schwestern in der NS-Zeit.⁵

⁵ HAB Sarepta, Ordner „Interviews mit Schwestern“, Erinnerungen einzelner Schwestern (unverzeichnet).

2. Die Auseinandersetzung der Mutterhausleitung mit der Ideologie und Gesundheitspolitik des NS-Regimes

2.1 Die Einstellung der Mutterhausleitung zur NS-Ideologie im Spiegel der Herbstkonferenzen von 1931 bis 1933 und Pastor Meyers Pfingstbrief an die Schwestern vom 30. Mai 1933

Sowohl Erich Meyer (1881–1953), der dem Mutterhaus von 1921 bis 1950 vorstand, als auch Paul Kirschsieper, der in derselben Zeit die Position des zweiten Pastors innehatte, waren in ihrer politischen Einstellung deutlich nationalkonservativ geprägt. Sie unterschieden sich damit nicht von der politischen Grundausrichtung des deutschen Protestantismus und dessen führenden und kirchlich aktiven Kreisen in der Zeit der Weimarer Republik.⁶ Diese Grundeinstellung, die ab 1933 ihr Verhältnis zum Nationalsozialismus bestimmen sollte, lässt sich deutlich an den Vorträgen und Predigten ablesen, die beide Pastoren auf der jährlich stattfindenden Herbstkonferenz des Mutterhauses hielten. Über die Funktion und Bedeutung dieser Konferenz ist in der „Schmelzhütte“ Nr. 3/1932 zu lesen:

„Vom 9.–12. September (1932) tagte die alljährliche Herbstkonferenz. Es ist die wichtigste Konferenz, die wir haben, begrüßen wir doch bei dieser Gelegenheit sämtliche von der Schwesternschaft gewählten Kreisschwestern (die zugleich in der Hauptsache den Konvent bilden) und andere leitende Schwestern unseres großen Arbeitsgebietes. Die Beratungen gewinnen dadurch erhöhte Bedeutung.“⁷

⁶ Zur nationalkonservativen Einstellung des deutschen Protestantismus vgl. Benad, Matthias: Barmen und Westfalen – Die Bedeutung der Theologischen Erklärung von 1934 für den westfälischen Protestantismus, in: Murken, Jens (Hg.): „Ein kirchengeschichtliches Ereignis.“ 75 Jahre Barmer Theologische Erklärung (Schriften des Landeskirchlichen Archivs der Evangelischen Kirche von Westfalen 14), Bielefeld 2012, S. 34.

⁷ HAB Sar 1, 1799 „Schmelzhütte“ Nr. 3/1932 (ohne Angabe von Verfasser/in und Seitenzahl). Die „Schmelzhütte“ war das Publikationsorgan Sareptas, das seit 1909 vierteljährlich an die Freunde und Freundinnen Sareptas verschickt wurde (Auflage 45.000 Exemplare). Der kurze Text gibt einen knappen Einblick in die Organisationsstruktur Sareptas, die Erich Meyer unmittelbar nach seinem Amtsantritt 1921 entwickelt und eingeführt hatte. Sie war vor allem begründet durch das kontinuierliche, starke Wachstum der Schwesternschaft und der daraus entstandenen zwingenden Aufgabe, trotz der großen Anzahl die Gemeinschaft der Schwestern untereinander und ihre Bindung an das Mutterhaus zu gewährleisten. So wurde das weiträumige Einsatzgebiet der Schwestern in Westfalen in drei Bezirke eingeteilt: Bezirk I: Minden-Ravensberg, Bezirk II: Industriegebiet, Bezirk III: Sauerland. Jedem Bezirk standen ein Bezirkspastor und eine Bezirksschwester vor. Die Bezirke teilten sich in mehrere Kreise auf, denen Kreisschwestern vorstanden. Sie waren die

Zur Geschichte der Westfälischen Diakonissenanstalt Sarepta

In den Predigten und Vorträgen anlässlich der Herbstkonferenz ging es um die Beratung von „Grundfragen des Mutterhauses“, wie Meyer an anderer Stelle hervorhob.⁸ Adressatinnen waren die leitenden Schwestern, die zugleich die Aufgabe hatten, als Multiplikatorinnen in ihren Kreisen und Arbeitsbereichen zu wirken. Zusätzlich erschien im Schwesternbrief der Mutterhausleitung jeweils im Oktober eine Zusammenfassung der einzelnen Referate und Predigten. Dies verdeutlicht noch einmal das Gewicht, das dieser Konferenz beigemessen wurde.



Abb. 2: Erich Meyer (1881–1953)
Hauptarchiv Bethel Sar 7 84 a

Ansprechpersonen der Schwestern vor Ort bei Konflikten und persönlichen Problemen und hatten die Aufgabe, den Kontakt der Schwestern untereinander durch regelmäßige Treffen sowie den Kontakt zum Mutterhaus zu pflegen. Letzteres sollte auch durch die zahlreichen Fachkonferenzen unterstützt werden, zu denen die Schwestern regelmäßig eingeladen wurden. Der Konvent hatte eine beratende Funktion in der Mutterhausleitung.

⁸ HAB Sar 1, 1799, Herbstkonferenz 9.–11. September 1932, Abschrift der Predigt von Erich Meyer, gehalten im Gottesdienst am 11. September 1932, S. 1.

Auf der Herbstkonferenz vom 5. bis 8. September 1931 hielt Erich Meyer einen Vortrag über „Die Zeichen der Zeit und unsere Diakonie“, der seine politische Weltansicht deutlich zum Ausdruck brachte.⁹ Einleitend betonte er in diesem Vortrag, dass Gott, Glaube und Innerlichkeit nicht von der Wirklichkeit zu trennen seien, vielmehr immer zusammen gesehen werden müssten. So sollten sich Christen und damit auch das Mutterhaus den Problemen dieser Wirklichkeit stellen, die er im Folgenden ausführlich beschrieb. Die „Zeichen der Zeit“, die er als besonders bedrohlich hervorhob, seien der Kommunismus in Russland, der bürgerliche Atheismus in Deutschland, die Psychoanalyse sowie die Relativierung aller sittlichen Werte und schließlich die Wirtschaftskrise, in der das Volk zusammenstehen müsse, auch die Diakonie. Anschließend beklagte er den Abbau und zum Teil auch Verlust von Arbeitsfeldern Sareptas sowie den Verlust der früher selbstverständlichen Anerkennung diakonischer Arbeit in der Gesellschaft, da nun die „Liebestätigkeit“ auch von anderen Organisationen ausgeübt werde. Der innere Zusammenhalt der Diakonissengemeinschaft sei jetzt besonders wichtig, ebenso ein entschiedenes christliches Zeugnis der Schwestern nach außen hin, auf ihren jeweiligen Stationen sowie in ihren Gemeinden vor Ort. Meyer beschloss seinen Vortrag mit theologischen Gedanken zur Vergänglichkeit alles Irdischen und nannte als Beispiele unter anderem das Kaisertum, die Bauern- und die Arbeiterschaft sowie kirchliche Formen. Er interpretierte die beschriebenen Krisen als Gericht Gottes. Der christlichen Gemeinde bleibe das Vertrauen auf die gnädige Hilfe Gottes, der das Weltgeschehen lenke, und der Glaube an die Erlösungstat Jesu.

Mit seinen Ausführungen zu den „Zeichen der Zeit“ im ersten Teil seines Vortrags stellte sich Meyer in die Reihe der konservativen Kritiker der Weimarer Republik. Seine Besorgnis um den Bestand Sareptas im zweiten Vortragsteil ist als Reaktion auf die Entwicklung der staatlichen Wohlfahrtspflege zu verstehen. Mit seinen theologischen Gedanken am Ende des Vortrags versuchte er, den Geschehnissen einen Sinn abzugewinnen und seine Zuhörerinnen in ihrem Glauben zu stärken.

Auf der Herbstkonferenz vom 9. bis 12. September 1932 hielt Meyer das Hauptreferat zum Thema „Über unsere Lage“. Einen relativ breiten Raum nahm in seinen Ausführungen dieses Mal die Frage ein, wie sich das Mutterhaus in der aktuellen politischen Krisensituation verhalten sollte:

„Ich sage Ihnen ja keine Neuigkeit, wenn ich darauf hinweise, wie stark die Politik in unsere Reihen eingreift. Man kann daran nicht vorbei, und

⁹ HAB Sar 1, 1799, Herbstkonferenz 5.–8. September 1931, Abschrift von Erich Meyers Vortrag über „Die Zeichen der Zeit und unsere Diakonie“, hier vor allem S. 1, S. 3., S. 8, S. 10-13.

um Entscheidungen kommen wir nicht herum, so gern wir es möchten [...] Wir müssen uns auch um diese Dinge kümmern. Es ist nicht gut, daß man der Macht der Finsternis einfach das Feld räumt. Aber, liebe Schwestern, nun schneidet sich diese wichtige Sache mit dem anderen, daß uns das Kongrat des diakonischen Dienstes befohlen ist, und daß wir darum uns aufs äußerste hüten müssen vor politischen Parteien. [...] Laßt uns da vorsichtig sein [...] Sie wissen, daß wir in der Mutterhausleitung politisch neutral sind. Persönlich kann einer nicht neutral sein, aber wir agitieren nicht. Ich gebe zu, daß das ein Opfer ist, aber wir bringen das Opfer um unseres großen Dienstes willen. Und so lassen Sie uns auch weiter dieses Opfer bringen und nicht die Größe unseres Dienstes antasten dadurch, daß wir einseitig Partei nehmen. [...] Wenn wir mit dem Evangelium hingehen in unser Volk, dann schaffen wir mehr, als wenn wir in großen Sälen politische Brandreden hören.“¹⁰

Mehr als die Mutterhausleitung und die im relativ geschützten Raum Bethels arbeitenden Schwestern war die große Zahl der Diakonissen auf den Stationen vor Ort im Ruhrgebiet, in Minden-Ravensberg und im Sauerland direkt mit den sich im Sommer 1932 verschärfenden politischen Auseinandersetzungen konfrontiert. Der Sturz des Reichskanzlers Heinrich Brüning hatte im Juli zu einem bürgerkriegsähnlichen Wahlkampf geführt, aus dem die NSDAP in der Wahl am 31. Juli mit 37,2 % der Stimmen als stärkste Partei hervorgegangen war.¹¹

Es fiel Meyer offensichtlich schwer, den Schwestern in seinem Vortrag eine klare Orientierung zu geben: Man müsse sich „entscheiden“, um der „Macht der Finsternis“ nicht einfach das Feld zu überlassen. Mit dieser Macht meinte er wohl – vergewärtigt man sich seine Rede auf der Herbstkonferenz 1931 („Die Zeichen der Zeit und unsere Diakonie“) – das liberale und sozialistische Parteienspektrum. So kann dieser Satz durchaus als eine indirekte Wahlempfehlung an die Schwestern für die bevorstehende erneute Reichstagswahl am 6. November 1932 interpretiert werden. Dennoch: Meyer hat in diesem Zusammenhang ausdrücklich betont, dass die Mutterhausleitung „politisch neutral“ sei und nicht agitieren, was so auch von jeder einzelnen Schwester erwartet werde. Und wiederholt hat er die Schwestern zu Vorsicht und Zurückhaltung ermahnt angesichts ihres diakonischen Auftrags und Dienstes, der überparteilich und nur dem Evangelium verpflichtet sei. Mit dieser Auffassung vertrat Meyer weitgehend die Linie des Vorstands des Kaiserswerther Verbandes.¹²

¹⁰ HAB Sar 1, 1799, Herbstkonferenz, 9.–12. September 1932, Abschrift von Erich Meyers Vortrag „Über unsere Lage“, S. 3f.

¹¹ Zu den politischen Auseinandersetzungen im Sommer 1932 vgl. Hoffmann, Dirk/Schütze, Friedhelm: Weimarer Republik und Nationalsozialistische Herrschaft. Deutschland zwischen Demokratie und Diktatur, Paderborn 1991, S. 97f.

¹² Lauterer, Liebestätigkeit (wie Anm. 4), S. 38f.

Die inneren Spannungen, die bei den Schwestern aus der unvermeidbaren politischen Entscheidung einerseits und der geforderten Zurückhaltung um des diakonischen Auftrags willen andererseits entstehen konnten, erkannte Meyer zwar an, konnte sie jedoch nicht auflösen. Er sah in diesem inneren Konflikt ein Opfer, das angesichts der Bedeutung ihres Dienstes von den Schwestern zu erbringen sei. Im Pfingstbrief an die Schwestern Sareptas vom 30. Mai 1933 kommentierte er in allgemeiner Form unter anderem auch die politische Situation seit dem Machtantritt Hitlers am 30. Januar 1933:

„Wir haben wohl alle ohne Ausnahme mit tiefer Bewegung gesehen und gespürt, was sich in unserem Volke vollzogen hat. Ich will nicht viele Worte darüber machen; das Geschehen hat uns zu stark berührt, als daß wir lange darüber reden möchten. Wir haben alle den Eindruck: Hier liegt nicht etwas von Menschen Gemachtes und Überlegtes vor, sondern hier bricht eine elementare Gewalt aus den Tiefen unseres Volkes auf. Auch hierbei können wir nicht übersehen, wohin Gott uns führen will und welches die letzten Ziele sind, die Er mit unserem Volke hat; aber auch hier dürfen wir ganz getrost, festen Sinnes unseren Weg gehen. Wir wollen nicht an kleinen Dingen hängen bleiben, sondern wollen auf das Rauschen der Füße Gottes hören, der durch die Weltgeschichte schreitet! Wenn wir Ihn schreiten sehen, dann versinkt alles Kleinliche, Engherzige, alles Denken an uns selber, dann geht ein Hauch durch unser Herz, der uns emporzieht.“¹³

Meyers emotional religiöse Überhöhung des „Geschehens“ ist unverkennbar. Er sah in diesen ersten Monaten der nationalsozialistischen Herrschaft Gott selbst am Werk, „der durch die Weltgeschichte schreitet.“ Die seit Februar 1933 in Deutschland einsetzende massive Verfolgung und Inhaftierung Andersdenkender, die Diskriminierung und Gewalt gegen jüdische Menschen seit April und die öffentliche Verbrennung tausender von Büchern missliebiger Autoren in allen Universitätsstädten am 10. Mai 1933 schienen außerhalb seines Blickfeldes zu liegen. Hatte er in seinem Vortrag auf der Herbstkonferenz des Vorjahres noch die politische Neutralität des Mutterhauses hervorgehoben und eine solche auch von den Schwestern eingefordert, so ließ der Pfingstbrief von 1933 keinen Zweifel mehr an seiner Parteinahme und Bewunderung für das neue Regime. Dass er in diesem Abschnitt durchgängig die Pronomen „wir“ und „uns“ benutzt hat, macht deutlich, dass es ihm nicht nur um eine persönliche Meinungsäußerung, sondern um eine Stellungnahme des Mutterhauses ging, die auch von Vorsteherin Marie Heuser geteilt wurde (vgl. 2.7).

¹³ HAB Sar, Ordner „Material zur NS-Zeit“, Kurzprotokolle aus verschiedenen Akten (unverzeichnet).

Zur Geschichte der Westfälischen Diakonissenanstalt Sarepta

Drei Monate später auf der Herbstkonferenz vom 9. bis 11. September 1933 lässt sich in vier Vorträgen die weitere Entwicklung des Mutterhauses in der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus deutlich erkennen. Insbesondere ist hier auf die Vorträge von Pastor Paul Kirschsieper und Schwester Lydia Bonhagen, die seit mehreren Jahren in der Schwesternausbildung und als Unterrichtsschwester tätig war, einzugehen.

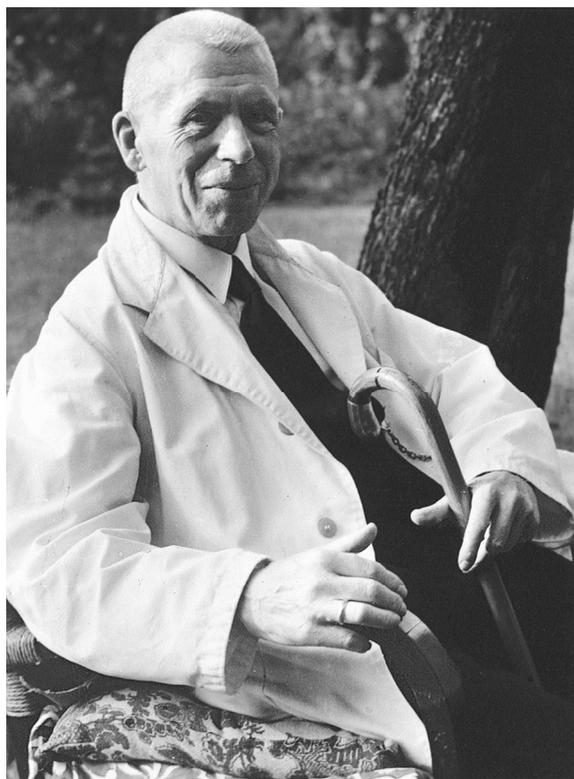


Abb. 3: Paul Kirschsieper (1883–1952)
Hauptarchiv Bethel Sar 7 79

Nach dem sogenannten „biblischen Vortrag“ von Pastor Otto Lethaus¹⁴, einem der drei Bezirkspastoren, unter der Überschrift „Der feste Grund Gottes besteht“ sprach Kirschsieper über das Thema „Inwiefern wirkt sich der Führergedanke auf das Mutterhaus aus?“ Er begann mit den Worten: „Der Führergedanke gehört zum Wesen der christlichen Gemeinde. Christus ist unser Führer.“ Als biblischen Beleg zitierte er Johannes 13,13: „Ihr heißet mich Meister und Herr und ihr tut recht daran, denn ich bins auch.“ Daraus folgte für Kirschsieper:

„Christus ist unser Führer in einem doppelten Sinn: 1) Er geht uns voran und ruft uns zu: ‚Folget mir nach!‘ So ist er unser Vorbild. 2) Er befiehlt uns: ‚Ihr seid meine Freunde, so ihr tut, was ich euch gebiete.‘ In der christlichen Gemeinde besitzt Christus die absolute Führerstellung.“¹⁵

In einem zweiten Schritt ging es ihm darum, belegt durch zahlreiche Bibelzitate darzustellen, dass „in der christlichen Gemeinde auch irdische Autoritäten gelten“. Er verwies zunächst auf das 4. Gebot, dem Jesus erneut und nachdrücklich Geltung verliehen habe, sodann auf dessen Weisung „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist“ – ohne allerdings den zweiten Teil dieses Bibelverses „... und Gott, was Gottes ist“ zu erwähnen. Ferner zitierte er ausführlich Paulus, Römer 13,1–3: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott. Wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet.“ Kirschsieper fuhr fort mit zahlreichen Belegstellen aus den christlichen Haustafeln (1. Petrus 2 und 3, Epheser 5 und 6; Kolosser 3 und 4), aus denen zu ersehen sei, dass das Verhältnis zwischen den Ehegatten, den Eltern und Kindern, den Herren und Knechten genau geordnet sei. Er verwies auf Texte aus der Apostelgeschichte, aus dem 1. Korintherbrief und dem 1. Petrusbrief, in denen das Verhältnis zwischen den Leitern der Gemeinde und den Gemeindegliedern beschrieben werde.

Aus all diesen Bibeltexten las Kirschsieper ein Verhältnis von Autorität und Unterordnung heraus, „[...] und zwar so, dass den einen eine Führerstellung und eine entsprechende Verantwortung gegeben wird, den anderen Unterordnung und Gehorsam anbefohlen wird.“¹⁶ Hier sah er eine direkte Verbindung des Führergedankens, wie ihn „schon die heilige Schrift so stark betont“, zur „Nationalsozialistischen Bewegung“. Als Beleg zitierte er zunächst Sätze aus dem alten Exerzier-Reglement der preußischen Armee, die ihm als Pastor in der Erziehungsarbeit in Freistatt (einer Teilanstalt der Anstalt Bethel, in der unter anderem auch eine Ein-

¹⁴ Zu Otto Lethaus s. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 3), S. 297 Nr. 3732.

¹⁵ HAB Sar 1, 1799, Herbstkonferenz 9.–11. September 1933, Abschrift von Paul Kirschsiepers Vortrag „Inwiefern wirkt sich der Führergedanke auf das Mutterhaus aus“, S. 1.

¹⁶ A.a.O., S. 2.

richtung der Fürsorgeerziehung bestand¹⁷⁾ immer wieder wichtig gewesen seien und auf die sich auch Adolf Hitler in „Mein Kampf“ berufe. Aus dem Preußischen Exerzier-Reglement zitierte Kirschsieper:

„Die vornehmste Führeigenschaft bleibt die Verantwortungsfreudigkeit [...] Alle Führer müssen sich stets bewußt bleiben und ihren Untergebenen einprägen, daß Unterlassung und Versäumnis eine schwerere Belastung bilden als Fehlgreifen in der Wahl der Mittel.“

Und im Buch „Mein Kampf“ schreibe Hitler selbst:

„Die junge Bewegung ist in ihrem Wesen und ihrer inneren Organisation noch antiparlamentarisch, d[as] h[eißt,] sie lehnt im allgemeinen wie in ihrem eigenen inneren Aufbau ein Prinzip der Majoritätsbestimmung ab, in dem der Führer nur zum Vollstrecker des Willens und der Meinung anderer degradiert wird. Die Bewegung vertritt im Kleinsten wie im Größten den Grundsatz der unbedingten Führer-Autorität, gepaart mit höchster Verantwortung [...] Wer Führer sein will, trägt bei höchster unumschränkter Autorität auch die letzte und schwerste Verantwortung. Wer dazu nicht fähig oder für das Ertragen der Folgen seines Tuns zu feige ist, taugt nicht zum Führer. Nur der Held ist dazu berufen.“¹⁸

Von hier aus schlug Kirschsieper im dritten Teil seines Vortrags den Bogen direkt zum Mutterhaus Sarepta und stellte fest: „Der Führergedanke ist von jeher dem Mutterhaus eigentümlich gewesen.“ Schon in der Berufsordnung von Kaiserswerth gehöre der Gehorsam zu den Grundeigenschaften einer Diakonisse, und ebenso heiße es in der Berufsordnung Sareptas:

„Als eine Dienerin des Herrn in Demut, Gehorsam und Treue erweist sich die Diakonisse zunächst gegen ihre Vorgesetzten, vorab gegen die Mutter des Hauses, der sie willigen und pünktlichen Gehorsam schuldig ist, um der Treue und des Gewissens willen zu Gott, nicht mit Dienst vor Augen. Diesen Gehorsam ist sie auch jeder Schwester schuldig, welche ihr in irgend einem Stücke vorgesetzt wird, ferner dem Arzt und dessen Anordnungen, die sie nirgends eigenmächtig abändern oder unbefolgt lassen darf. Endlich gegenüber der ganzen Ordnung des Hauses.“¹⁹

In Letzterer sah Kirschsieper ein Abbild der patriarchalen Familie, in der hier wie dort das 4. Gebot gelte. Er räumte zwar ein, dass gerade dieser Grundsatz der Autorität und des Gehorsams vielen jungen Mädchen, die

¹⁷⁾ Benad, Matthias: Die Fürsorgeerziehung in Freistatt von 1899 bis in die frühe Bundesrepublik, in: Benad, Matthias/Schmuhl, Hans-Walter/Stockhecke, Kerstin (Hgg.): Endstation Freistatt – Fürsorgeerziehung in den v. Bodelschwingschen Anstalten Bethel bis in die 70er Jahre, 2. Aufl., Bielefeld 2011, S. 55-141.

¹⁸⁾ Paul Kirschsiepers Vortrag (wie Anm. 15), S. 3.

¹⁹⁾ A.a.O., S. 4.

vor der Frage des Eintritts gestanden hätten, das Mutterhaus „anstößig“ gemacht habe, zitierte dann aber (sozusagen als Gegenposition) Diakonisse Caroline Börner, Unterrichtsschwester in Sarepta, die im Diakonissen-Lesebuch Sareptas die Grundgedanken der weiblichen Diakonie wie folgt beschrieben habe:

„In seinen Grundsätzen ist dieses Gemeinschaftsleben [des Mutterhauses] durch und durch evangelisch, auch in dem Grundsatz, der den modernen Menschen am stärksten befremdet, dem der Autorität. Die Forderung des Gehorsams, die ja auch im Gelübde ihren Platz hat, macht sich wohl am stärksten darin geltend, dass man sich seine Arbeit, d[as] h[eißt] den Platz und die Art der Arbeit nicht selbst aussuchen kann, sondern sich zuteilen lassen muss. [...] Gott will die Familie, Gott will die Obrigkeit, Gott will die Kirche, Gott will das kirchliche Amt [...]“²⁰

Kirschsieper schloss diesen Teil seines Vortrags mit der Feststellung ab, dass der Führergedanke im Mutterhaus immer gegolten habe, dass dieses darum heute gerade wegen des früher so anstößigen Grundsatzes der Autorität modern sei, und folgerte:

„Darum wollen wir uns durch den Führergedanken der nationalsozialistischen Bewegung aufrufen lassen, unsere Grundsätze wieder hochzuhalten und zu betonen.“²¹

Im letzten Teil seines Vortrags warf Kirschsieper die Frage auf, wie sich der Führergedanke bei den leitenden Schwestern auswirke. Nach den von ihm zitierten Grundsätzen Adolf Hitlers gebe es auch hier ein Doppeltes: „Verantwortung nach oben und Autorität nach unten“. Aber auch für die leitenden Schwestern gelte zuerst: „Ihr sollt gehorchen!“ Es sei ihre Aufgabe, die Grundsätze und Anordnungen des Mutterhauses auf ihren Stationen durchzuführen, die Mutterhausleitung bei der Aufnahme junger Frauen und gegebenenfalls bei der Entlassung einer jungen Schwester zu beraten sowie generell sich für die Erziehung der jungen Schwestern verantwortlich zu fühlen. Eine ganz wichtige Aufgabe sei es auch, anderen Schwestern so viel Verantwortung zu übertragen wie möglich, da deren Arbeitsfreudigkeit stärke – ein Prinzip, nach welchem bereits Vater Bodelschwingh die Anstalten eingerichtet habe.²² Schließlich setzte sich Kirschsieper mit der Frage auseinander, welche Gefahren der Führergedanke für das Mutterhaus mit sich bringe, und zitierte aus der Berufsordnung für die Schwestern des Gemeinschafts-Diakonie-Verbands:

²⁰ A.a.O., S. 5.

²¹ Ebd.

²² A.a.O., S. 7.

„[...] dass für Schwestern, die in Versammlungen zu reden oder gar diese zu leiten hätten, die größte Gefahr sei, daß ihre Weiblichkeit verletzt würde. Die Frau habe ihrem Wesen nach weder die Gabe noch die Aufgabe der Leitung.“

Für Kirschsieper erklärte sich daraus zum großen Teil,

„warum es in den Mutterhäusern so sehr an leitenden Schwestern, d[as] h[eißt] an wirklichen Führerinnen mangelt. Ihrer Art nach führt die Frau nicht gern, sondern sie lehnt sich lieber an. Auch die Zurückhaltung der Schwestern, wenn sie ein maßgebendes, entscheidendes Urteil aussprechen sollen, dürfte zum Teil daraus erklärt werden. Umgekehrt besteht die Gefahr, dass bei einer Schwester, die die Gabe der Leitung besitzt, die Weiblichkeit verletzt wird. Aber wenn wir auch diese Gefahren sehen, so bedeutet das nicht, dass wir den Führergedanken, der für das Mutterhaus wesentlich ist, fallen lassen dürfen. Wir müssen vielmehr Wege und Mittel suchen, wie wir den Gefahren begegnen können.“²³

Mehr noch als Erich Meyers Pfingstbrief an die Schwestern lässt dieser Vortrag von Paul Kirschsieper deutlich werden, wie sehr der Mutterhausleitung, motiviert durch ihre eigene positive Einstellung zum nationalsozialistischen Regime, im Herbst 1933 daran gelegen war, auch bei den leitenden Schwestern auf eine solche hinzuwirken. Dabei war es Kirschsieper besonders wichtig, den Führergedanken biblisch zu verankern. Er zitierte dazu zahlreiche Bibeltexte, freilich ohne deren je spezifischen Kontext zu berücksichtigen, und teilweise auch verkürzend, um sie seiner Aussageabsicht dienlich erscheinen zu lassen. Sozialisiert im Kaiserreich und geprägt durch das Kriegserlebnis des Ersten Weltkriegs, war Führerautorität gepaart mit „Verantwortungsfreudigkeit“ auf der einen, Unterordnung und Gehorsam auf der anderen Seite ein zentraler Begriff seiner Weltsicht, die er im preußischen Exerzierreglement ebenso bestätigt fand wie in Hitlers „Mein Kampf“. Die hierarchische, am traditionellen, patriarchalischen Familienbild orientierte Struktur des Mutterhauses (einschließlich des Gehorsamsgelübdes der Schwestern) konnte er deshalb als geradezu „modern“ und zeitgemäß präsentieren. Dabei übersah er, dass als Maßstab für den im Diakonissengelübde geforderten Gehorsam der Wille Gottes galt, dem die Schwestern letztlich in ihrem Gewissen verpflichtet waren.²⁴

Der Schlussabschnitt von Kirschsiepers Vortrag, in dem er die „Gefahren des Führergedankens für das Mutterhaus“ und hier vor allem für die „Weiblichkeit der leitenden Schwestern“ thematisierte, offenbart schlag-

²³ A.a.O., S. 9.

²⁴ HAB Sar, Ordner „Pastor Erich Meyer“ (unverzeichnet) Auszüge aus dem Gelübde, in: Erich Meyers Vortrag „Das Gelübde in unserer Zeit“, S. 5.

lichtartig die Widersprüche, die von Anfang an im Diakonissenamt angelegt waren, beziehungsweise in dem Bild, das davon im Mutterhaus gepflegt wurde.²⁵ So hat Kirschsieper unter anderem die Berufsordnung Sareptas von 1882 zitiert, in der die Diakonisse als eine Dienerin des Herrn in Demut, Gehorsam und Treue gegen ihre Vorgesetzten beschrieben worden war. Gleichwohl war die weitaus größte Anzahl der Schwestern, begründet durch das starke Wachstum des Mutterhauses,²⁶ inzwischen auf Stationen außerhalb Bethels eingesetzt. Viele von ihnen arbeiteten als Leiterinnen von Stationen in Krankenhäusern, als Gemeindefschwwestern und Kindergartenleiterinnen. Dies waren Arbeitsbereiche, die Leitungsqualitäten wie Selbständigkeit, Eigeninitiative und Kreativität erforderten und auch förderten, Eigenschaften, die nur schwer mit der von den Diakonissen geforderten Haltung der Demut, Unterordnung und des Gehorsams vereinbar waren und deshalb spürbare Sorgen bei den Mutterhauspastoren auslösten. Wenn Kirschsieper dennoch den „Mangel an leitenden Schwestern, d[as] h[eißt] an wirklichen Führerinnen“ beklagte, zeigt das, dass er die bestehenden Widersprüche zumindest erahnte.

In der anschließenden Aussprache im Kreis der anwesenden Schwestern und leitenden Pastoren fanden Kirschsiepers Ausführungen weitgehende Zustimmung. Pastor Dietrich Bischoff,²⁷ einer der drei Bezirkspastoren, wiederholte den Satz „Christus ist unser Führer“ und fügte hinzu: „Der heutige Führergedanke des Staates schenkt uns die freudige Gewissheit, dass wir eine positive Zusammenarbeit haben können!“ Pastor Wilhelm Voigt,²⁸ ebenfalls Bezirkspastor, stellte dagegen fest:

„[...] Die ausschließliche Zugehörigkeit des Gläubigen zu Christus bringt es mit sich, dass jede Autorität, die der Mensch sich anmaßt, eine geliebte Autorität ist, sie verschwindet in dem Augenblick, wo Christus da steht. Von da aus hat sich Luther gegen die Autorität des Papstes oder des Kaisers gewandt. Es ist eine gewisse Schwierigkeit, den Führergedanken

²⁵ Vgl. Huesmann, Veronika: Hauspriester-Väter und mütterliche Gehilfinnen. Untersuchungen zum Verhältnis von Religion und Geschlecht am Beispiel des protestantischen Milieus in Ostwestfalen 1845–1918, Diss. Universität Bielefeld 2006; s. dort besonders das Kapitel: Zwischen Selbständigkeit und Selbstaufgabe: Zu den Inhalten des Diakonissenbildes, S. 219–221.

²⁶ Die Westfälische Diakonissenanstalt Sarepta war seit Mitte der 1920er Jahre das größte deutsche Diakonissen-Mutterhaus. Die Anzahl der Schwestern betrug Ende 1939 zirka 2.025, vgl. Borchers, Christiane: Die Töchter der Schmelzhütte. Eine statistische Untersuchung zu den Probeschwestern, Hilffschwwestern und eingeseigneten Schwestern in der Westfälischen Diakonissenanstalt Sarepta bei Bielefeld, in: Benad, Matthias (Hg.): Friedrich v. Bodelschwingh d. J. und die Betheler Anstalten. Frömmigkeit und Weltgestaltung. Mit Beiträgen von Ulrich Althöfer [u.a.], Stuttgart 1997, S. 164.

²⁷ S. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 3), S. 40 Nr. 516.

²⁸ S. a.a.O., S. 529 Nr. 6566.

vom Militär ohne weiteres auf die Gemeinde zu übertragen. Es ist hier eine andere Atmosphäre, es ist alles erwachsen auf der Grundlage der Bruderschaft Christi.²⁹

Pastor Erich Meyer griff in seinem Diskussionsbeitrag noch einmal die Fragen von Leitung und Weiblichkeit auf. Er gestand der Frau die Aufgabe und Fähigkeit der Leitung zwar zu, „nur wenn eine Frau in falscher Weise leitet, so verbiegt sich ihr Wesen.“ „Richtige“ Leitung machte er am Begriff der Mütterlichkeit fest, die das Wesen der Frau ausmache. Diese werde in der Diakonie manchmal noch reiner als in der Familie ausgelebt, da sie hier befreit sei von der Selbstsucht. Man liebe Fremde und pflege sie so treu, als ob es die eigenen Angehörigen seien. Mütterliche Autorität, „geheiligt und beglaubigt durch Gottes Geist“, schließe Leitung nicht aus. So verstanden könne eine Schwester Weiblichkeit und Mütterlichkeit bewahren und gleichzeitig Führung und Leitung ausüben, die viel tiefer greife als Befehle.³⁰

Dem nationalsozialistischen Frauenbild entsprechend definierte auch Meyer an dieser Stelle „das Wesen der Frau“ als Mütterlichkeit, sprach dieser jedoch eine geradezu religiöse Bedeutung zu. Sie beinhaltete für ihn eine von Gott beglaubigte Autorität, die selbstverständlich auch der ehelosen Diakonisse zukam, die ihren Dienst in selbstloser Treue und Fürsorge für alle Bedürftigen ausübte.

Sowohl im Vortrag von Paul Kirschsieper als auch in den Beiträgen der nachfolgenden Aussprache wird deutlich, wie sehr der Mutterhausleitung daran gelegen war, die christlichen Grundlagen und sozialen Prinzipien Sareptas mit der NS-Ideologie in Einklang zu bringen. Kirschsiepers Satz „Christus ist unser Führer“, den er an den Anfang seines Vortrags stellte, mag für heutige Leser und Leserinnen befremdlich klingen, konnte damals jedoch durchaus als eine indirekte Absage an den absoluten Führungsanspruch Hitlers verstanden werden, auch die als Belege zitierten Bibelverse könnten dies nahelegen.

Die Ausführungen, die Kirschsieper im weiteren Verlauf seines Vortrags zur Bedeutung von Autorität, Unterordnung und Gehorsam als zentralen Aspekten sowohl der Mutterhausdiakonie als auch des nationalsozialistischen Führergedankens gemacht hat, lassen jedoch eher vermuten, dass es ihm darauf ankam, Parallelen bzw. Übereinstimmung aufzuzeigen, um auf diese Weise die Zusammenarbeit des Mutterhauses mit dem NS-Regime zu unterstützen. Auch Dietrich Bischoffs Beitrag weist in diese Richtung. Eine kritische Distanz bzw. ein Aufzeigen von Widersprüchen ist ansatzweise nur bei Wilhelm Voigt erkennbar, der

²⁹ HAB Sar 1, 1799, Protokoll der Aussprache zum Vortrag von Paul Kirschsieper, S. 2.

³⁰ A.a.O., S. 3.

Sarepta allerdings Ende 1933 verließ, um eine Pfarrstelle in Celle zu übernehmen.

2.2 Der Eintritt Sareptas in die „Reichsfachschaft deutscher Schwestern und Pflegerinnen“ in der „Deutschen Arbeitsfront“

Ein weiterer wichtiger Beitrag auf der Herbstkonferenz 1933 war der Vortrag von Schwester Lydia Bonhagen über „Die Reichsfachschaft deutscher Schwestern“. Er zeigte beispielhaft, in welchem Ausmaß die Gleichschaltungspolitik der NS-Regierung nun auch die Mutterhäuser des Kaiserswerther Verbandes erreicht hatte.³¹ Nach dem Eintritt in die Reichsfachschaft am 30. Juni 1933 organisierte der Verband umgehend mehrtägige Kurse in Berlin, in denen die Schwestern der Mutterhäuser über die neue politische Situation unterrichtet werden sollten. Die Kurse wurden

³¹ Lauterer, Liebestätigkeit (wie Anm. 4), S. 49-53. Am 30. Juni 1933 verhandelte eine Kommission des Vorstandes des Kaiserswerther Verbandes mit Dr. Leonardo Conti, Ministerialrat im Reichsinnenministerium, über den Eintritt des Verbandes in die neugegründete „Reichsfachschaft Deutscher Schwestern und Pflegerinnen“ in der „Deutschen Arbeitsfront“ (DAF), in der seit dem 10. Juni 1933 alle Arbeitnehmer- und Unternehmerorganisationen zusammen mit der „Nationalsozialistischen Betriebszellenorganisation“ (NSBO) gleichgeschaltet worden waren. Die Verhandlungen mit Conti führten am 30. Juni 1933 zu folgenden vier Beschlüssen (s. a.a.O., S. 50): „1. Der Vorstand übernimmt unter zeitweiliger Außerkraftsetzung entgegenstehender Bestimmungen der Satzung die Leitung des Verbandes mit unbeschränkter Vollmacht. Er überträgt seine Vollmacht auf Herrn Pastor Graf v. Lüttichau als dem Führer des Verbandes. 2. Als Ausdruck bereitwilliger, freudiger Mitarbeit am Aufbau des volksverbundenen Staates bittet der Verband, zu seinen Verbandssitzungen einen Vertreter des Reichsinnenministeriums zu entsenden[,] und verpflichtet sich, gegen den Einspruch des Reichsinnenministeriums keinen Beschluß durchzuführen. Ferner wird zu allen Vorstandssitzungen ein Vertreter der Reichsarbeitsgemeinschaft des Reichsgesundheitsdienstes und zugleich der Standesorganisation der Berufe im ärztlichen und sozialen Dienst hinzugezogen. 3. Es wird den Mutterhäusern geraten, dem Verfahren des Vorstandes entsprechend den zuständigen Innenministerien der Länder ihre Bereitwilligkeit auszudrücken, in ihre Lokalvorstände (Kuratorien) einen Vertreter des betr. Landes-Innenministeriums hineinzunehmen“. Im 4. Beschluss wurde Auguste Mohrmann mit der Vertretung der Schwesternschaften des Kaiserswerther Verbandes in der „Reichsfachschaft Deutscher Schwestern und Pflegerinnen“ beauftragt. Dies bedeutete die Mitarbeit im Führerrat der Reichsfachschaft. Außerdem wurde sie in den „Reichsausschuss für Gesundheitsfürsorge“ berufen, der vom Reichsinnenministerium gebildet wurde. Der Vorstand hatte nun zwar der Kontrolle durch das Reichsinnenministerium zugestimmt, sah es jedoch als großen Verhandlungserfolg an, dass er nicht, wie im Central-Ausschuß der Inneren Mission geschehen, einfach aufgelöst und durch Nationalsozialisten ersetzt worden war (s. a.a.O., S. 53). Zu Auguste Mohrmanns Mitgliedschaft in der NSDAP (1933–1945) und ihrer Mitarbeit in den Leitungsgremien mehrerer Parteiorganisationen im sozialen Bereich vgl. a.a.O., S. 64f.

vom Verbandsvorsitzenden und Vorsteher des Kaiserswerther Mutterhauses Pastor Siegfried Graf von Lüttichau zusammen mit Schwester Auguste Mohrmann durchgeführt, die zugleich mit der Vertretung der Schwesternschaften des Kaiserswerther Verbandes in der Reichsfachschaft beauftragt war.

Von Sarepta nahmen Anfang August 1933 die Diakonissen Anna Heuser und Lydia Bonhagen an einem dieser Kurse teil. Anna Heuser war seit 1930 Bezirksschwester. Beide waren seit mehreren Jahren in der Ausbildung der Diakonissen tätig und hatten somit eine wichtige Funktion als Multiplikatorinnen. Mit unverkennbarer Überzeugung, die bereits in den ersten Sätzen ihres Vortrags anklingt, referierte Schwester Lydia die Inhalte des Kurses und begann mit den Worten:

„Sie wissen, dass wir seit Ende Juli d[iesen] J[ahres] dieser Reichsfachschaft angehören. Damit sind wir eingegliedert in die ganz große Organisation des nationalsozialistischen Staates, nämlich in die Deutsche Arbeitsfront [DAF]“³²

Auf diese ging sie im ersten Abschnitt ihres Vortrags näher ein und referierte:

„[...] Die deutsche Arbeitsfront hat als Aufgabe die Neuordnung des sozialen Lebens. Sie will den Klassenkampf mit Stumpf und Stiel ausrotten und will alle deutschen Volksgenossen zu einer Volksgemeinschaft erziehen. Ihre Hauptaufgabe ist Erziehung zur Gemeinschaft, damit eine soziale Aufgabe. Der ständische Aufbau will diese Erziehung in die Tat umsetzen, d[as] h[eißt] nun wirklich Volksgemeinschaft schaffen, indem die einzelnen Berufe, die zu einem Stande gehören, vereinigt werden. [...] Daneben besteht die NSBO [Nationalsozialistische Betriebszellenorganisation] als eine Organisation der nationalsozialistischen Partei. Sie hat eine rein politische Aufgabe, nämlich die Betriebe im ständischen Aufbau zu durchfluten mit nationalsozialistischem Denken, ebenso natürlich auch die deutsche Arbeitsfront nationalsozialistisch zu schulen. Die NSBO besteht seit etwa drei Jahren, ist eine starke Kampftruppe, die überall aufzupassen und nationalsozialistisch zu erziehen hat und die allen deutschen Menschen das Gedankengut der nationalsozialistischen Welt vermitteln soll.“³³

Im zweiten Abschnitt ihres Vortrags beschrieb Lydia Bonhagen die Untergliederung der Reichsfachschaft in zahlreiche Gruppen genauer, von denen die der Diakonissen mit über 25.000 Schwestern „ein massiver Teil des deutschen schaffenden Volkes“ sei. Sie betonte, dass Sarepta nicht als einzelnes Mutterhaus, sondern korporativ über den Kaiserswerther Ver-

³² HAB Sar 1, 1799, Herbstkonferenz 9.–11. September 1933, Abschrift des Vortrags von Schwester Lydia Bonhagen, S. 1.

³³ Ebd. Zu den nachfolgenden kurzen Zitaten s. a.a.O., S. 2 und S. 3.

band angeschlossen sei: „Selbst wenn nicht alle Kaiserswerther Mutterhäuser mit darin sind, Sarepta ist darin“, stellte sie abschließend mit gewisser Genugtuung fest. Es folgte die Beschreibung des Führerprinzips, nach dem die DAF und somit auch die Reichsfachschaft organisiert seien.

Danach ging Lydia Bonhagen auf die Frage des Staatsbürgerrechts ein. Diakonissen gehörten mit der Einsegnung zur DAF und hätten damit das Staatsbürgerrecht. Dieses gelte gemäß Beschluss des Kaiserswerther Mutterhauses auch für die Feierabendschwwestern, wie Schwester Anna Heuser ergänzte.

Wichtig, so Schwester Lydia, sei allerdings § 4 des Parteiprogramms der NSDAP, in dem es heiße:

„Staatsbürger kann nur sein, wer Volksgenosse ist. Volksgenosse kann nur sein, wer deutschen Blutes ist.“

Damit so fuhr sie fort,

„rühre ich die ganze Arierfrage an, die leicht akut werden kann, wenn z[um] B[ei]spiel ein staatliches Examen, etwa das Krankenpflegeexamen, abgelegt werden soll.“

Im letzten Abschnitt ihres Vortrags berichtete sie über die Pläne zur nationalsozialistischen Schulung der Schwestern. Zu diesem Zweck sei die Reichsfachschaft in Gauen und Kreise eingeteilt. Es sei die Aufgabe der ernannten Gau- und Kreisschwwestern, „dafür zu sorgen, dass die übrigen Diakonissen einen Begriff kriegen vom nationalsozialistischen Denken.“ In Sarepta sei Schwester Anna Heuser als Gauschwester ernannt worden, sie selbst als deren Stellvertreterin:

„Sie merken, dadurch daß wir zur Deutschen Arbeitsfront gehören, müssen wir nationalsozialistisch erzogen werden. Es darf nicht eine Welle der Entrüstung uns durchfluten, wenn wir sehen, daß eine Schwester den ‚Völkischen Beobachter‘ liest. Wir sind politisch jetzt auf dem Boden des Nationalsozialismus, ob wir wollen oder nicht. Wir sind in der Deutschen Arbeitsfront. [...] Das müssen wir unterschreiben. Das hat mit den kirchenpolitischen Dingen z[um] B[ei]spiel überhaupt nichts zu tun. Das ist eine rein äußerliche Organisationsfrage.“³⁴

Die Inhalte dieses ersten „Schulungskurses“, die Schwester Lydia (wie anzunehmen ist) weitgehend vollständig und korrekt referierte, machen aus heutiger Sicht in erschreckender Weise deutlich, in welchem Ausmaß die Leitung des Kaiserswerther Verbandes sich mit der nationalsozialistischen Politik und Ideologie identifizierte und bemüht war, diese Einstel-

³⁴ A.a.O., S. 3 und S. 4.

lung in die angeschlossenen Mutterhäuser hineinzutragen.³⁵ Dabei versuchte man offensichtlich, die anwesenden Schwestern zu beruhigen, indem der Eintritt in die Reichsfachschaft zu einer „rein äußerlichen Organisationsfrage“ erklärt wurde, auch wenn ebenfalls betont wurde, dass man „politisch jetzt auf dem Boden des Nationalsozialismus“ stehe.

Die Mitgliedschaft Sareptas in der Reichsfachschaft hatte bereits in den folgenden Wochen unmittelbare Konsequenzen. So wurde Dr. Hanns Löhr in der Sitzung des Arbeitsausschusses vom 12. September 1933 auf Empfehlung von Pastor Meyer in diesen Ausschuss zugewählt. Zugleich wurde Löhr als Vertreter des Landesinnenministeriums in den Sarepta-Vorstand gewählt.³⁶ Damit versuchte man offensichtlich der Entsendung eines Vertreters des Innenministeriums in den Vorstand zuvorzukommen. Letzteres war Bestandteil der vier Beschlüsse, die der Kaiserswerther Verband im Zuge der Beitrittsverhandlungen zur Reichsfachschaft am 30. Juni 1933 in Berlin gefasst hatte.³⁷

Nicht von ungefähr fiel die Wahl auf Dr. Hanns Löhr³⁸, der seit 1925 Oberarzt der Inneren Abteilung Sareptas war und als hervorragender Arzt galt. Bei seiner Bewerbung hatte er auf Nachfrage Erich Meyers angegeben, „[...] daß er durchaus auf kirchlichem Boden stände“. Löhr bekannte sich in der Darstellung seines Lebenslaufes ausdrücklich „zu den christlich-sozialen Grundsätzen Stöckers mit ausgeprägt völkischer Einstellung“. Schon früh war er Mitglied der NSDAP geworden und der SA sowie dem NS-Ärztbund beigetreten. Er wurde Ortsgruppenleiter der NSDAP in Gadderbaum und stieg 1933 zum Kreisleiter der NSDAP im Landkreis Bielefeld auf. Mit Löhr hatte der Nationalsozialismus (so Hans-Walter Schmuhl) ein Standbein in den Von Bodelschwingschen

³⁵ Lauterer, *Liebestätigkeit* (wie Anm. 4), S. 49. In seinem Einladungsschreiben zu der entscheidenden Vorstandssitzung am 30. Juni 1933 hatte Pastor Ernst Siebert, der zweite Verbandsgeistliche bei der Geschäftsstelle in Berlin, die Auffassung des Vorstands wie folgt umrissen: „Der Nationalsozialismus erhebe zwar als Weltanschauung den Anspruch auf völlige Totalität und mache auch vor der Kirche nicht halt. Aber zwischen der Ideenwelt des Nationalsozialismus und der Mutterhausdiakonie bestünden starke Berührungspunkte im sozialen Denken, im Dienst für die Volksgemeinschaft, im Opfergedanken, im Dienst ohne Lohn. So werde es hoffentlich gelingen, Verständnis für unsere Arbeit zu finden und die Zugeständnisse zu erreichen, die für unsere Arbeit lebenswichtig sind.“

³⁶ HAB Protokollbuch des Arbeitsausschusses 1933–1947, Sitzung vom 12. September 1933. Der „Arbeitsausschuss“ war das gemeinsame Gremium der drei Anstalten Bethel, Sarepta und Nazareth und tagte in der Regel monatlich – während des Zweiten Weltkrieges allerdings nur noch unregelmäßig in großen Abständen – unter der Leitung Fritz von Bodelschwings, des damaligen Anstaltsleiters.

³⁷ Lauterer, *Liebestätigkeit* (wie Anm. 4), vgl. oben Anm. 31.

³⁸ Zur Biographie Löhrs vgl. Schmuhl, Hans-Walter: *Ärzte in der Westfälischen Diakonissenanstalt Sarepta 1890–1970*, Bielefeld 2001, S. 33f. und S. 51–53.

Anstalten.³⁹ Die Berufung Löhrs in die beiden Vorstandsgremien bedeutete eine starke Aufwertung seiner Position in Sarepta. Über die Gründe, die Meyer dazu bewogen haben, Löhr trotz seiner parteipolitischen Aktivitäten und Intrigen den Vorständen vorzuschlagen, können nur Vermutungen angestellt werden. Glaubte Meyer, durch diese Wahl das vermeintliche Interesse des Landesinnenministeriums, einen Vertreter der NSDAP in die Vorstände zu entsenden, befriedigen zu können? Oder hoffte man, Löhr durch die Wahl in die Leitungsgremien zu verantwortungsvoller Zusammenarbeit im Interesse der Anstalt bewegen zu können?

Löhr besaß zu diesem Zeitpunkt offensichtlich Meyers volles Vertrauen. Dies geht aus einem Brief hervor, der im folgenden Kapitel zu erörtern sein wird. Um einem Ruf als Ordinarius für Innere Medizin an die Universität Kiel zu folgen, verließ Löhr Sarepta allerdings Mitte 1934. Wer als sein Nachfolger in die beiden Leitungsgremien berufen wurde, ist im Protokollbuch des Arbeitsausschusses nicht dokumentiert.

Neuer Leiter der Inneren Abteilung Sareptas wurde nach längerer Vakanz zunächst Prof. Friedrich Kaufmann, der jedoch nach zwei Jahren an das Diakonissenhaus Bethanien in Berlin wechselte.⁴⁰ Zu dessen Nachfolger wählte der Arbeitsausschuss am 25. Mai 1937 Dr. Hellmuth Marx. Die langwierigen Verhandlungen, die der Anstellung von Dr. Marx – zunächst mit zweijähriger Probezeit – vorausgingen, und die Diskussion, die aufkam, als es 1939 um dessen feste Anstellung ging, zeigen deutlich, in welchem Ausmaß die Reichsärztekammer, aber auch die örtlichen Parteinstanzen sowie die mehrheitlich nationalsozialistisch eingestellten Chefarztkollegen inzwischen auf die Besetzung einer Chefarztstelle in Sarepta Einfluss nahmen.

Hans-Walter Schmuhl hat den Konflikt um Hellmuth Marx ausführlich beschrieben⁴¹. Er weist unter anderem darauf hin, dass die Kreisleitung der NSDAP bei Dr. Richard Wilmanns, dem leitenden Arzt Sareptas, interveniert hat, als es 1939 um die Entscheidung über die Festanstellung von Dr. Marx ging. Dieser hatte Kritik am Nationalsozialismus mehrfach offen geäußert.

Aufgrund der Mitteilung der Kreisleitung, dass die politische Beurteilung von Dr. Marx sehr negativ ausfalle, rief Erich Meyer am 20. Oktober

³⁹ A.a.O., S. 33f. Schmuhl beschreibt die parteipolitische Einmischung Löhrs vor allem in die Personalpolitik wie folgt: „Massiv mischte sich Löhr in die Personalpolitik der Anstaltsleitung ein; u[nter] a[nderem] erzwang er die Entlassung von Dr. Walter Stemann und verhinderte die Einstellung von Dr. Enno Herzfeld, den Löhr, der sich schon im Vorfeld der Entlassung von Dr. Bernhard Mosberg als radikaler Antisemit zu erkennen gegeben hatte, als „Vierteljuden“ ablehnte.“

⁴⁰ A.a.O., S. 34.

⁴¹ Schmuhl, Ärzte (wie Anm. 38), S. 36-38.

1939 die Chefärzte zu einer Krisensitzung zusammen, zu der Dr. Marx nicht geladen war. Zum Verlauf der Sitzung zitiert Schmuhl Erich Meyer mit den folgenden Worten:

„Ich bemühte mich, nicht die Vertrauensfrage gegenüber Herrn Dr. Marx zu stellen, gab aber den Herren anheim zu sagen, was ihnen beliebt. Die Ärzte hatten doch wohl im ganzen den Eindruck, dass eine Wirksamkeit von Dr. Marx nicht möglich sei, wenn die Partei sich gegen ihn stelle, denn er kann dann nicht in den NS-Ärztbund, weil er nicht in die Partei hineinkommt.“⁴²

Meyers Bemühen, „nicht die Vertrauensfrage gegenüber Herrn Dr. Marx zu stellen“, zeigt, dass er sich eines eindeutigen Votums für diesen seitens der anwesenden Chefärzte keineswegs sicher sein konnte, was sich im Verlauf der Sitzung bestätigte. Für sie war die Mitgliedschaft im NS-Ärztbund und damit in der NSDAP eine ganz wesentliche Voraussetzung für die Festanstellung als Chefarzt, die Dr. Marx aber nicht erfüllte.

Meyer wollte offenkundig weder einen Konflikt mit der Kreisleitung der NSDAP noch mit den Chefärzten riskieren. Er verwies deshalb darauf, dass er unter den gegebenen Umständen lediglich den vorläufigen Vertrag von Dr. Marx verlängern werde. Damit war die Frage der Festanstellung erst einmal auf unbestimmte Zeit verschoben!

Bedrückend mutet der Mangel an Solidarität seitens der Chefärztkollegen, aber vor allem der Mutterhausleitung für Dr. Marx an, der bis dahin als sehr tüchtiger und überaus engagierter Arzt in Sarepta geschätzt worden war.

2.3 „Schulungsmaßnahmen“ der Mutterhausleitung für die Schwestern im Bereich der NS-Gesundheitspolitik

Ein erklärter Schwerpunkt Erich Meyers als Vorsteher des Mutterhauses war während seiner ganzen Amtszeit die gründliche Ausbildung der Diakonissen. Er verfasste zwei Lehrbücher sowie zwei Denkschriften und hielt zahlreiche Vorträge zu diesem Thema. Im Vorstand des Kaiserswerther Verbandes galt er als der „seelsorgerliche Pädagoge“.⁴³ Ebenso wichtig war ihm die Fort- und Weiterbildung der Diakonissen in regelmäßigen Fachkonferenzen und Freizeiten. Dabei legte er besonderen Wert darauf, dass „[...] auch in den Fachkursen über den Fachkenntnissen nicht die Hauptsache zu kurz kommen darf, die innere Vertiefung des Menschen. [...] Die Wirkung des Wortes muss sich im Leben der Diako-

⁴² A.a.O., S. 37.

⁴³ HAB Sar, Mappe Pastor Erich Meyer (unverzeichnet) „Gedenket an eure Lehrer“, Nachrufe aus Anlass des Todes von Pastor Meyer 1953, S. 25f.

nisse erweisen, in einer klaren Entscheidung für Christus, und diese Entscheidung muss sich auswirken und bewähren in einer klaren diakonischen Lebenshaltung“.⁴⁴

Angesichts dieses klar definierten Bildungsziels ist es aus heutiger Sicht nur schwer nachvollziehbar, wie Meyer durchaus im Sinne der „Reichsfachschaft deutscher Schwestern und Pflegerinnen“ die Schulung der Diakonissen Sareptas in nationalsozialistischem Gedankengut bereits kurze Zeit nach der Herbstkonferenz 1933 vorbereitete. Er wandte sich zu diesem Zweck am 13. Oktober in einem ausführlichen Brief an Dr. Löhr, dessen Inhalt hier ungekürzt wiedergegeben werden soll.⁴⁵

„Lieber Herr Doktor!

Ich habe die Absicht, in diesem Winter unsere Schwestern einmal in den Gedankenkreis des Nationalsozialismus einzuführen. Wenn wir uns auch in den Kursen immer wieder mit diesen Dingen beschäftigen, so wird dadurch doch nur die jüngere Schwesternschaft erreicht. Es scheint mir aber zu einer gedeihlichen Mitarbeit im neuen Staate unerlässlich zu sein, dass auch die ältere Schwesternschaft einmal genauere Fühlung mit den Gedanken gewinnt. Die Zeitungs- und Zeitschriftenlektüre genügt da doch nicht ganz.

Nun habe ich vor, das ganze Gebiet durchzuarbeiten[,] und hätte die Frage an Sie, ob Sie uns vielleicht dabei helfen würden. Würden Sie vielleicht zu zwei Fragen Stellung nehmen können:

1. die Sterilisationsfrage

2. etwa die Frage: Wie kam es zum Durchbruch der nationalsozialistischen Bewegung? Der letztere Vortrag müsste m[eines] E[rachtens] u[nter] U[mständen] sogar in zwei Teile zerlegt werden. Ich will dann später noch über „nationalsozialistische Erziehung“, über „Nationalsozialismus und Wirtschaftsfragen“, über die „Rassenfragen“, „Stellung zum Judentum“ u[nd] dergl[eichen] m[ehr] in zwangloser Folge reden lassen. Die Familienabende sind mittwochs um 20.00.

Durch erweiterte Einladungen werde ich dafür sorgen, dass wir einen großen Teil der Schwestern aus Bethel und der Umgebung erfassen. Beginnen könnten wir mit diesen Vorträgen wohl erst im November, da der Oktober noch recht unruhig und durch mancherlei Veranstaltungen belegt ist. Es stände uns die Zeit November bis etwa Mitte Dezember zur Verfügung.

Bezüglich der Sterilisationsfrage darf ich mir vielleicht noch eine Bitte erlauben, die aber Ihnen gegenüber ja ganz unnötig ist: die Sache in eine solche Form zu bringen, dass das Empfinden der alten Schwestern etwas ge-

⁴⁴ HAB Sar, Ordner „Pastor Erich Meyer“ (unverzeichnet), zitiert aus: „Rückblick auf 30 Jahre Mutterhausgeschichte und Dienstzeit von Pastor Meyer“ 1949 (ohne Seitenangabe).

⁴⁵ HAB Sar, Ordner „Material zur NS-Zeit“, Schwesternkonferenzen (unverzeichnet), Brief von Erich Meyer an Dr. Löhr vom 13. Oktober 1933.

schont wird. Ich glaube, Sie verstehen mich, ohne dass ich das Nähere sage. Diese Frage ist ja zunächst für Laien etwas beängstigend, was sich aber verliert, sobald man die Zusammenhänge und letzten Ziele dieser Maßnahme im Auge behält, vor allem die Tatsache nicht vergisst, welch namenloses Elend auf diese Weise beseitigt werden kann.

Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir vielleicht Ihre grundsätzliche Bereitschaft erklären und zugleich angeben könnten, welche Daten in Frage kämen. Am Mittwoch, den 22. November, als am Buß- und Bettag, ist kein Familienabend.

Mit herzlichem Gruß, Ihr Gez[eichnet] Meyer

Der von Meyer vorgeschlagene Themenkatalog deckte ein breites Spektrum nationalsozialistischer Politik ab. Als Referent für die beiden ersten Themen erschien ihm Dr. Löhr, der überzeugte Nationalsozialist und prominente Vertreter der NSDAP im Vorstand und Ärztekollegium Sarepta, als der geeignete Mann!

Die Art der Formulierung der einzelnen Themen macht deutlich, dass es Meyer nicht um eine Auseinandersetzung mit den neuen Inhalten ging, sondern um Informationen bzw. „Schulung“ im Sinne der Reichsfachschaft – wie von Schwester Lydia Bonhagen auf der Herbstkonferenz vorgetragen.

Bemerkenswerterweise stellte Meyer „Die Frage der Sterilisation“ an den Anfang der Vortragsreihe. Am 4. Juli 1933 wurde von der Reichsregierung das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ (GzVeN) verkündet, das am 1. Januar 1934 in Kraft trat. Die Frage der „eugenischen Sterilisation“ war im Central-Ausschuß der Inneren Mission bereits seit mehreren Jahren lebhaft diskutiert worden, sie hatte bei dessen Mitgliedern breite Zustimmung gefunden – auch in den Anstalten Bethel und Sarepta.⁴⁶

Meyer bejahte „diese Maßnahmen“ ebenfalls voll und ganz, wie aus seinem Brief an Dr. Löhr hervorgeht. Offenkundig war er sich aber der Reaktion der Diakonissen nicht sicher. Hier sollte Löhr Überzeugungsarbeit leisten und eventuelle Ängste ausräumen!⁴⁷ Auf diese Weise wollte

⁴⁶ Schmuhl (wie Anm. 38), S. 39.

⁴⁷ Ebenso befürwortete Paul Kirschsieper die Sterilisation als „notwendigen Eingriff“, wie seinem Gespräch mit einer betroffenen Patientin und deren Mutter zu entnehmen ist, vgl. Schmuhl (wie Anm. 38), S. 39. – Zur Problematik der Ausführung des GzVeN im Krankenhaus Gilead durch Dr. Richard Wilmanns, den leitenden Arzt Sarepta, und zur Rolle von Dr. Karsten Jaspersen, Chefarzt der psychiatrischen Abteilung der Krankenanstalten Sarepta, als Antragsteller und Beisitzer beim Erbgesundheitsgericht Bielefeld vgl. Schmuhl (wie Anm. 38), S. 38-41. S. ferner: Peters, Uwe Henrik: Karsten Jaspersen. 1940 ... der einzige deutsche Psychiater, der alles riskierte, um den Krankenmord zu verhindern, Köln 2013; Zechert, Christian: Krankenakten der psychiatrischen Frauenklinik Magdala (1934–1945) als Quellen zur Anstaltsgeschichte, in: Benad, Matthias (Hg.): Friedrich v. Bodelschwingh d. J.

Meyer möglichen Konflikten bei den Schwestern vorbeugen und ihre „gedeihliche Mitarbeit im neuen Staat“ sicherstellen. Denn nach Inkrafttreten des GzVeN wurden zweifellos viele Diakonissen in unterschiedlicher Weise mit der Frage der Zwangssterilisation konfrontiert, als Hausmütter oder Pflegerinnen in den Häusern Bethels und Sareptas oder außerhalb in Gemeindestationen und Fürsorgeheimen.

Ob die von Meyer geplante Vortragsreihe mit Dr. Löhr im November/Dezember 1933 wirklich stattgefunden hat, ist in den Akten nicht dokumentiert. Möglicherweise war das Interesse der Diakonissen an solchen Schulungsabenden nicht sehr groß. Jedenfalls sah sich Meyer in seinem Pfingstbrief vom 10. Mai 1934 veranlasst, mit Nachdruck auf die Teilnahmepflicht an einer erneuten Reihe von Schulungsabenden im Mutterhaus hinzuweisen. Unter dem Vermerk „Eilig und wichtig“ schrieb er:

„Liebe Schwestern, am Dienstag nach Exaudi, den 15. Mai um 20 Uhr findet in unserem Mutterhaus ein Schulungsabend statt. Wir haben im Vorstand unseres Kaiserswerther Verbands beschlossen, solche Schulungsabende einzurichten, damit unsere Schwestern mit der Gedankenwelt des neuen Staats vertraut gemacht werden. [...]

Ich mache die Abende verbindlich und werde an diesen Abenden Anwesenheitslisten führen lassen, damit feststeht, ob sich alle Häuser und alle Schwestern in der genügenden Weise an diesen Abenden beteiligen. [...] Die Schwestern haben sich dazu freizumachen, Vereinsstunden und sonstige Verpflichtungen sind g[e]g[ebenen]f[alls] zu verlegen. Diese Schulungsabende werden vermutlich eine Reihe von Wochen hindurch einmal in der Woche stattfinden. Ihr Meyer, Pastor.“⁴⁸

In der Folgezeit wurden neben den Herbstkonferenzen auch Schwesterntage und Gemeindegewesternkonferenzen zu entsprechenden „Schulungsmaßnahmen“ genutzt. So hielt der Chefarzt des Kinderkrankenhauses, Dr. Friedrich von Bernuth, bei der Gemeindegewesternkonferenz vom 26. bis 28. Mai 1934 einen Vortrag über „Bevölkerungspolitische Fragen“. Der vollständige Text dieses Vortrags ist im Sarepta-Archiv nicht mehr vorhanden, eine Zusammenfassung ist jedoch im Schwesternbrief vom 5. Juli 1934 abgedruckt.⁴⁹

und die Betheler Anstalten. Frömmigkeit und Weltgestaltung. Mit Beiträgen von Ulrich Althöfer [u.a.], Stuttgart 1997, S. 230-236. – Buck, Dorothea: Lebenslang als minderwertig abgestempelt, in: Wolf, Bernward (Hg.): Lebenslang als minderwertig abgestempelt – Das Mahnmal zum Gedenken an die Opfer von Zwangssterilisationen während der NS-Zeit in Bethel (Bethel-Beiträge 56), Bielefeld 2001, S. 13-21.

⁴⁸ HAB Slg. „Schwesternbriefe“, 1930–1934 (ohne Seitenzahl), Erich Meyers Pfingstbrief vom 10. Mai 1934.

⁴⁹ HAB Slg. „Schwesternbriefe“, 1930–1934 (ohne Seitenzahl), Schwesternbrief vom 5. Juli 1934.

Drei Schwerpunkte wurden hier besonders hervorgehoben. Zunächst beschwor Dr. von Bernuth die Gefahr der sinkenden Geburtenzahlen in Deutschland: Hier drohe eine „Gefahr von Osten“, da seiner Ansicht nach „Russen und Polen den Deutschen an Geburten überlegen“ seien; er befürchtete: „Wenn es so bleibe wie zum gegenwärtigen Zeitpunkt, werde Polen in 50 Jahren seine Bevölkerungszahl auf 60 Mi[lli]o[nen] verdoppelt haben, gegenüber dann 50 Mi[lli]o[nen] Deutschen, und wird bei uns einrücken“.

Die zweite Gefahr drohe „von Westen, von den französischen Negern“ – von Bernuth meinte damit wohl die Einwanderer aus den afrikanischen Kolonien Frankreichs. Paris habe „bereits 40.000 Mulatten“, und hohe Staatsämter seien „schon in den Händen von Negern“. Es sei „naturwidrig, dass sich Rassen miteinander kreuzen“. Bei der „Judenfrage“ sei die Lage „im Prinzip ähnlich“: „Wir stehen heute zwischen der schwarzen und gelben Gefahr und müssen alles tun, um sie abzuwehren. Auch wir als Christen haben die Pflicht, unserem Volk zu helfen, sich im Kampf der Völker zu behaupten.“⁵⁰

Eine weitere „große Gefahr“ sah Dr. von Bernuth im „Rassenniedergang“. Hier vertrat er einen krassen Sozialdarwinismus und hielt das GzVeN für „unumgänglich notwendig“. Der Schwesternbrief zitiert ihn so:

„Der Arzt hat die Pflicht der Anzeige. Die Gemeindeschwester darf die Anzeige vorläufig nicht vornehmen. In anderen Staaten hat man mit diesem Gesetz gute Erfahrungen gemacht. Die Sterilisierten zeigen durchaus keine große Hemmungslosigkeit in ihren Trieben. Syphilis und Tuberkulose sind keine Erbkrankheiten, sondern Infektionskrankheiten. Innerhalb einer Generation wird die Ausmerzung der Minderwertigen nicht gelingen. Es wird länger dauern. Was bisher kranken Kindern zu gute kam, muss nun gesunden Kindern zu gute kommen. Man gibt der ärztlichen Wissenschaft und der christlichen Nächstenliebe die Schuld an der Vermehrung der Minderwertigen. Jedenfalls müssen wir uns klar machen, dass wir die Pflicht haben, das Leben unseres Volkes gegen die Verderben bringenden Mächte zu schützen. Rassenselbstmord ist ebenso verwerflich wie persönlicher Selbstmord.“⁵¹

Damit bekannte sich von Bernuth in seinem Vortrag ohne erkennbare Einschränkung zur nationalsozialistischen Rassenlehre, sowohl im Verhältnis der Völker zueinander als auch innerhalb des eigenen Volkes. Die nationalsozialistische Gesundheitspolitik war für ihn die logische Konsequenz, und mit dem GzVeN war für ihn der erste Schritt zur „Ausmerzung der Minderwertigen“ getan. Da dieser Prozess nach seiner Einschätzung „län-

⁵⁰ Ebd.

⁵¹ Ebd.

ger als eine Generation dauern“ werde, forderte er, dass das, was bisher kranken – er meinte hier offensichtlich unheilbar und „erbkranken“ – Kindern zugutegekommen sei, nun den gesunden Kindern zugutekommen müsse.

Das war eine Auffassung, die in letzter Konsequenz zu den Krankmorden durch nationalsozialistische Ärzte führte. Pflegeentzug und „Hungerkost“ in Verbindung mit überdosierten Medikamenten wie Luminal in der „Behandlung“ schwer behinderter Menschen waren vor allem in der zweiten Phase der „Euthanasie“-Aktionen ab 1942 eine häufig angewandte Tötungsmethode.⁵²

Von Bernuth wandte sich in seinem Vortrag direkt an die Gemeindeschwestern, die „über diese wichtigen Lebensfragen des Volkes Bescheid wissen“ müssten, hätten sie doch durch ihre Tätigkeit engen Kontakt zu den Familien in ihren Bezirken und könnten daher „unter Umständen aufklärend wirken“. Auch wenn sie eine Anzeige von „Erbkranken“ vorläufig nicht vornehmen dürften,⁵³ könnten die Gemeindeschwestern dem Arzt doch entsprechende Hinweise geben – so der Tenor des Textes. Es stellt sich hier als Frage, inwieweit sich diese Einstellung von Bernuths auf seinen Unterricht an der Krankenpflege- und Säuglingspflegeschule Sareptas ausgewirkt und wie sie die Behandlung der Patientinnen und Patienten im Kinderkrankenhaus beeinflusst hat. In einer umfassenden Studie über Friedrich von Bernuth und das Kinderkrankenhaus „Sonnenschein“ unter dessen Leitung (1931–1949) weist Karsten Wilke allerdings darauf hin, dass diese Frage aufgrund der sehr schmalen, unbefriedigenden Quellenbasis nicht beantwortet werden kann.⁵⁴

Auf Gemeindeschwesternkonferenz im Mai 1934 hielt Dietrich Bischoff, einer der drei Bezirkspastoren, zudem einen Vortrag über „Die NSV“, die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt. Auch dazu liegt eine Zusammenfassung im Schwesternbrief vor, in der es vor allem um Bi-

⁵² Walter, Bernd: Psychiatrie und Gesellschaft in der Moderne. Geisteskrankenfürsorge in der Provinz Westfalen zwischen Kaiserreich und NS-Regime (Forschungen zur Regionalgeschichte 16), Paderborn 1996, S. 679-684.

⁵³ Bernuth, „Bevölkerungspolitische Fragen“ (wie Anm. 49).

⁵⁴ Wilke, Karsten: Das Betheler Kinderkrankenhaus „Sonnenschein“ 1929–1950. Annäherung an die Geschichte eines Krankenhauses im Kontext von Nationalsozialismus und Krieg, in: Benad, Matthias/Schmuhl, Hans-Walter/Stockhecke, Kerstin (Hgg.): Bethels Mission (4). Beiträge von der Zeit des Nationalsozialismus bis zur Psychiatriereform (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 44), Bielefeld 2016, S. 45-116; hier: S. 64f., S. 79-81, S. 96 weist Wilke unter Bezug auf die Quellenlage Barbara Degens These zurück, von Bernuths Einstellung habe dazu geführt, dass im Kinderkrankenhaus schwerkranke Kinder planmäßig getötet worden seien. Vgl. Degen, Barbara: Bethel in der NS-Zeit. Die verschwiegene Geschichte, Bad Homburg 2014, S. 26-43.

schoffs Vergleich der „Eigenart der NSV gegenüber der marxistischen Wohlfahrtspflege“ ging:

„Diese nahm sich einseitig der kranken Volksteile an. Die NSV richtet ihr Augenmerk entschlossen auf das Volk und die Wege zu seiner Gesundung. Sie stellt den Rassegedanken in den Mittelpunkt. Alle Hilfsmaßnahmen sollen dem guten Rassekern unseres Volkes zu Gute kommen, ohne Unterschied der Klasse, des Standes, des Berufs und der Konfession [...] das ist deutscher Sozialismus. Die NSV greift deshalb nach allen Arbeitsbereichen, in denen es sich um die Rettung und den Aufbau des gesunden Volkes handelt, die allgemeine Wohlfahrt, Jugendwohlfahrt, Erholungsfürsorge und Volksernährung. [...] Der Inneren Mission sollen die Erbkranken zur Fürsorge bleiben. Hier ergibt sich die Frage, wie sich das Verhältnis von Innerer Mission und NSV gestalten wird. Die Innere Mission hat ihren Auftrag von Christus her. Sie soll durch ihre Hilfe allen Leidenden und Elenden ein Zeugnis der Liebe Christi sein. Ihr Dienst gilt grundsätzlich allen, Gesunden und Kranken.“⁵⁵

Während Bischoff die Wohlfahrtspflege der Weimarer Republik, neben der die Innere Mission in ihren Verbänden und Werken ungestört weiterarbeiten konnte, pauschal als „marxistisch“ denunzierte und damit das in kirchlichen Kreisen wohl negativste Urteil über sie abgab, stellte er die Arbeit der NSV und deren Begründung in der nationalsozialistischen Rassenlehre recht ausführlich und durchweg positiv dar. Fraglich war ihm allerdings, wie sich in Zukunft das Verhältnis zwischen NSV und Innerer Mission entwickeln werde, der von Staats wegen „die Erbkranken zur Fürsorge bleiben [sollen]“. Hier sah Bischoff einen gewissen Widerspruch zum Auftrag der Inneren Mission, deren Dienst grundsätzlich allen Menschen gelten müsse.

Auf der Herbstkonferenz vom 8. bis 11. September 1934 referierte Paul Kirschsieper erneut über das Verhältnis des Mutterhauses zum nationalsozialistischen Staat, dieses Mal unter der Überschrift „Was hat das Erlebnis der Volksgemeinschaft unserer Mutterhausgemeinschaft zu sagen?“ Wieder war es sein Hauptanliegen, aufzuzeigen, wie viele Berührungspunkte es zwischen der christlich begründeten Gemeinschaft des Mutterhauses und dem nationalsozialistischen Gedanken der Volksgemeinschaft gab:

„Wir gingen alle in die Irre wie Schafe, ein jeglicher sah auf seinen Weg.' [...] Das war auch die Not in unserem Volksleben. Es gab zwar vielerlei Gemeinschaft, z[um] B[ei]spiel Vereine aller Art, Gewerkschaften, Koalitionen, Standesgruppen und dergleichen. Aber in diesen mannigfachen Gemeinschaften wurde ein Vereinsegoismus gepflegt, der der Volksge-

⁵⁵ HAB Slg „Schwesternbriefe“, 1930–1934 (ohne Seitenzahl), Brief vom 5. Juli 1934.

meinschaft entgegenstand. Darum mussten alle diese Vereine, Gewerkschaften usw. zerschlagen werden, damit Volksgemeinschaft werden konnte. Demgegenüber dürfen wir es mit großer Dankbarkeit betonen, dass unsere Mutterhausgemeinschaft immer ein Stück wahrer Volksgemeinschaft gewesen ist. Hier sind Schwestern nicht nur aus allen deutschen Stämmen, sondern auch aus den verschiedensten Ständen und Berufen in einer Gemeinschaft zusammengeschlossen, die so weit geht, dass alle dieselbe Ordnung haben, unter denselben Lebensbedingungen leben, ja, das gleiche Kleid, gewissermaßen eine Uniform, tragen. Unsere Mutterhausgemeinschaft ist gewissermaßen ein Ausschnitt aus der Volksgemeinschaft.“⁵⁶

Diese Gemeinschaft (so Kirschsieper) gelte es zu pflegen und wirklich zu leben trotz aller Schwierigkeiten, die ein solches Gemeinschaftsleben immer auch mit sich bringe. „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“, dieses Schlagwort des Dritten Reichs sei durchaus eng verwandt mit dem Voransetzen der Gemeinschaft im Mutterhaus. Er verwies jedoch auch darauf, dass „vom Evangelium her [...] jede einzelne Menschenseele ihre besondere Bedeutung hat, sodass der Heiland sagen konnte: ‚Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele.‘“ Auch bei Luther stehe im Katechismus neben dem „wir“ immer auch das „ich“. Ebenso gehe es in der Heiligen Schrift nicht nur um ein Volk, sondern um die ganze Menschheit bzw. die ganze Welt. Kirschsieper zitierte Bibelworte wie „Also hat Gott die Welt geliebt [...]“ (Johannes 3,16) und „Gehet hin in alle Welt“ (Matthäus 28,19) als Auftrag an die Jünger. Damit lenkte er den Blick auf zwei wesentliche Gedanken des Evangeliums, dessen universaler Charakter für ihn jedoch nicht im Widerspruch zur nationalsozialistischen Forderung der Volksgemeinschaft stand, deren stärkste Bindeglieder (wie er in seinem Vortrag hervorhob) Blut, Boden und Rasse seien. Abschließend erinnerte Kirschsieper die Diakonissen an ihren christlichen Verkündigungsauftrag in all ihren Arbeitsbereichen: „So muss unsere ganze Arbeit volksmissionarisch werden. Das ist der wichtigste Dienst, den wir auch unserer Volksgemeinschaft tun können.“⁵⁷

Bei der Herbstkonferenz 1935 in den Tagen vom 31. August bis 3. September trug Kirschsieper über „Das Bleibende in der Diakonie“ vor. Er warf zunächst die Frage auf, ob angesichts der NSV die Diakonie noch arbeiten könne und ob nicht „das nationalsozialistische Denken und Empfinden [uns] heute vor die ernste Frage stellt, ob das Mutterhaus als

⁵⁶ HAB Sar 1, 1799, Herbstkonferenz 8.–11. September 1934, Abschrift von Paul Kirschsiepers Vortrag „Was hat das Erlebnis der Volksgemeinschaft unserer Mutterhausgemeinschaft zu sagen“?, S. 3f.

⁵⁷ A.a.O., S. 2, S. 3, S. 4.

Lebensgemeinschaft sich noch vereinigen lässt mit der Volksgemeinschaft.“ Dann fuhr er fort:

„Mit großzügigen Maßnahmen bemüht sich unsere Regierung, von der nationalsozialistischen Weltanschauung aus nicht nur die Kranken und Elenden zu pflegen, sondern dem Elend soweit wie möglich vorzubeugen und ein starkes, gesundes, tüchtiges Geschlecht in unserm Volk heranzuwachsen zu lassen. Ich denke z[um] B[eispiel] an das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses, an Eheschließungsberatung, an Ehestandsbeihilfen und an mancherlei andere bevölkerungspolitische Maßnahmen. Aber: Die Not wird bleiben! [...] unsere Staatsführung weiß um diese Not auch und weiß ebenso, daß sie die Arbeit der Inneren Mission und der Diakonie gar nicht entbehren kann. Wenn uns besonders der Dienst an dem erbungesunden Volk, an dem sogenannten lebensunwerten Leben übertragen ist, so wollen wir es als eine besondere Ehre ansehen, wenn wir gerade auch in diesen Elenden das Ebenbild Gottes entdecken und pflegen dürfen.“⁵⁸

Diese Passage zeigt, dass auch Kirschsieper die NS-Gesundheitspolitik und insbesondere das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses durchaus bejahte. In seinen Worten schwang jedoch deutlich die Sorge mit, dass durch diese Politik die Diakonie und damit letztlich auch das Mutterhaus entbehrlich werden könnten. Dem setzte er (wohl zur eigenen Beruhigung sowie der der Schwestern) entgegen, dass die Not der Menschen bleiben werde – und daher auch der besondere Auftrag der Inneren Mission und Diakonie. Diesen beschrieb er aus christlicher Sicht aber in deutlicher Abgrenzung zur nationalsozialistischen Gesundheitspolitik und deren Auffassung vom sogenannten „lebensunwerten Leben“.

1936 feierte das Kaiserswerther Mutterhaus sein einhundertjähriges Bestehen. Während der Herbstkonferenz vom 12. bis 15. September 1936 wurde auch in Sarepta dieses Jubiläums gedacht. Erich Meyer hielt am 13. September im Nachmittagsgottesdienst in der Sarepta-Kapelle die Predigt zu Psalm 31,20 und thematisierte ausführlich das Selbstverständnis der Diakonissen, dessen Grundlage auch in der Gegenwart noch die von Theodor Fliedner entworfene Ordnung sei.⁵⁹ Streng biblisch entfaltete er Fliedners Gedanken vom dreifachen Dienen der Diakonissen als Dienerinnen Jesu in der Liebe, als Dienerinnen untereinander in der Mutterhausgemeinschaft und als Dienerinnen der Armen und Kranken um Jesu willen. Ausdrücklich betonte er, dass hier auch in der kommenden Zeit

⁵⁸ HAB Sarepta, Ordner „Material zur NS-Zeit“, Schwesternkonferenzen (unverzeichnet), hier: Herbstkonferenz 31. August–3. September 1935, Auszüge aus dem Vortrag von Paul Kirschsieper über „Das Bleibende in der Diakonie“, S. 1.

⁵⁹ HAB Sar 1, 1799, Herbstkonferenz 12.–15. September 1936, Abschrift der Predigt von Erich Meyer am 13. September 1936 zu Psalm 31,20, S. 2.

nicht das Geringste gelockert werden dürfe und „jedem Weltgeist, der in unsere Mitte eindringen will“, gewehrt werden müsse.⁶⁰ Obwohl sehr allgemein formuliert, brachte Meyer in diesem Satz eine gewisse Distanzierung vom tagespolitischen Geschehen zum Ausdruck, die in seinen Ausführungen zum Dienst an den Kranken noch deutlicher zu erkennen ist:

„Der Dienst am Elend ist uns ja in Bethel immer besonders nahe gewesen. Aber waren wir nicht auch manchmal in Gefahr, diesen Dienst am Elend gering zu achten? Sind wir nicht manchmal in unserer Sorge für die Kranken müde und lahm geworden? Stehen wir nicht in der Gefahr, diesen Dienst jetzt zurücktreten zu lassen? Wir verstehen es wohl, wenn ernste Menschen sagen: ‚Ihr dürft euch nicht nur um das Elend kümmern; auch um das Gesunde müsst ihr euch kümmern. Auch da ist Not. Auch da ist Hilfe am Platze‘. Das bejahen wir mit freudigem Herzen. Aber wenn wir die tiefste Not und das Elend verachten sollen, dann sagen wir: ‚Nein, wir sind gewiesen an dieses Elend und an diese Not‘. Wenn man es manchmal ausgesprochen hat, daß das Elend und die Not den Konfessionen überlassen werden soll, so stimmen wir dem mit freudigem Herzen zu, allerdings nicht in dem Sinne, als ob wir uns Grenzen setzen lassen könnten. Wir müssen es grundsätzlich festhalten, daß wir im Namen Jesu jede Not angreifen, die Gott uns vor die Füße legt, daß es da keine Grenzen gibt.“⁶¹

Ebenfalls 1936 erstattete Meyer erstmals nach 1929 wieder einen umfangreichen Jahresbericht – und zwar für das Jahr 1935 mit Beiträgen aller leitenden Pastoren und Ärzte sowie des Leiters der Sarepta-Schule und der Verwaltung. Hier sind die Berichte über die Aus- und Weiterbildung der Diakonissen von besonderem Interesse. Meyer betonte in seinem Überblick über die Ausbildung der Schwestern, dass in den Kursen einige Änderungen vorgenommen worden seien. Die Entwicklung in der Öffentlichkeit habe mancherlei Umstellungen nötig gemacht, „namentlich nach der nationalpolitischen und rassekundlichen Seite hin.“ Zugleich versuche man aber auch, der Neuordnung in der Kirche gerecht zu werden, die eine starke Betonung des Gemeindlichen und Volksmissionarischen erfordere.⁶²

⁶⁰ A.a.O., S. 3.

⁶¹ A.a.O., S. 5.

⁶² Jahresbericht 1935 der Westfälischen Diakonissen-Anstalt Sarepta, S. 8. Sonderdruck, im Sarepta-Archiv ohne Benennung von Datum, Ort und Adressanten(kreis).



Abb. 4: Sarepta-Schwester beim Unterricht
Hauptarchiv Bethel Sar 7 1584

Wie Kirschsieper glaubte auch Meyer 1936 noch, den christlichen Anspruch des Mutterhauses an die Ausbildung der Schwestern mit der nationalsozialistischen Ideologie vereinbaren zu können. Mit den Worten „Wir versuchen beiden Aufgaben gerecht zu werden“ beendete er jedenfalls diesen Abschnitt seines Berichts.⁶³ Und Friedrich Tappenbeck,⁶⁴ der für die Ausbildung der Kindergärtnerinnen zuständige Bezirkspastor, ergänzte in seinem Beitrag zum Jahresbericht, dass der ganze Unterricht dieses Seminarlehrgangs

„mit gutem Erfolg auf die neue Zeit und auf die Erfordernisse des nationalsozialistischen Staates eingestellt [wurde]. Als neues Unterrichtsfach wurde auch die Rassenkunde in den Lehrplan aufgenommen. Der gesamte Lehrkörper und die SeminarSchwestern arbeiteten mit Erfolg daran, in allen Fächern mit der raschen Entwicklung der neuen Zeit Schritt zu halten [...] Studienrat Dr. Bohres (von der Sarepta-Schule) erteilt Unterricht in Rassenkunde sowie Staatsbürgerkunde und Jugendwohlfahrtskunde. Dr. med. Fritz von Bernuth, der leitende Arzt unseres Kinderkrankenhauses, unterrichtet Gesundheitslehre [...]“.⁶⁵

Otto Lethaus, zuständig für den Bezirk Minden-Ravensberg, berichtete in eher allgemeiner Form über Veränderungen in der Gemeindepflege im Rahmen der vom nationalsozialistischen Staat geforderten Wohlfahrtspflege:

⁶³ Ebd.

⁶⁴ Zu Friedrich Tappenbeck s. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 3), S. 504 Nr. 6260.

⁶⁵ Jahresbericht 1935 (wie Anm. 62), S. 14.

„Die zur Mitarbeit herangezogene und zugelassene freie diakonische Liebesarbeit wird hierbei [...] vor ganz neue, vom Staat gegebene Aufgaben gestellt, an deren Lösung sie sich tatkräftig beteiligt.“⁶⁶

Daneben bleibe jedoch für die kirchliche Gemeindepflege in erhöhtem Maße das vielfältige Aufgabengebiet innerhalb der Kirchengemeinde. All diesen Umstellungen und neuen Anforderungen müsse in der Ausbildung der Gemeindeschwestern Rechnung getragen werden.⁶⁷ Auch Herbert Hübner,⁶⁸ Bezirkspastor für das „Industriegebiet“ und zuständig für die Fürsorgeerziehung in den Einrichtungen Ummeln, Schweicheln, Werther, Grünenbaum und Tecklenburg, bezog sich in seinem Beitrag einleitend auf die neue Zeit, die neue Gedanken und Ziele aufgezeigt habe:

„Der Staat, dem in erster Linie die Pflege und Aufbesserung des gesunden Lebens am Herzen liegt, mußte die für die Innere Mission schon immer kaum tragbaren Übertreibungen hinsichtlich der Fürsorge für das Kranke auf das richtige Maß zurückführen. Der erste starke Eingriff erfolgte durch die Einführung des Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses. Das für den Erzieher außerordentlich schwerwiegende Verbot der Bestrafung wurde im gesunden Sinne so weit aufgelockert, daß in der kritischen Lage die Disziplin unbedingt aufrechterhalten werden kann. Im Fluß der neuen Entwicklung ist sicher mit manchem neuen Gesetz und mancher neuen Ordnung zu rechnen.“⁶⁹

Dem Mutterhaus sei es schon immer ein Anliegen gewesen, seine Schwestern für die schwierige Aufgabe der Fürsorgeerziehung entsprechend vorzubereiten. Zu diesem Zweck, so Hübner, seien bereits mehrfach Asylschwesterkurse durchgeführt worden, deren Stundentafel neben den Fächern „Bibelstunde“ und „Seelsorge“ unter anderem auch „Volkspflege und Volkswirtschaftslehre“ sowie „Moderne Weltanschauung“ enthalten habe. Das Mutterhaus sei sich bewusst, dass die Aufgabe der Fürsorgeerziehung den Schwestern viel Geduld und Glaubenskraft abverlange. Abschließend sprach Hübner seinen Dank an die staatlichen Organe aus, die „[...] der besonderen Eigenart evangelischer Erziehungsarbeit viel Verständnis entgegengebracht [hätten], wenn auch äußerlich die Pflegesätze aus begrifflichen Gründen immer mehr herabgesetzt werden müßten.“ Sein Bericht endete mit dem Satz: „Die Pflicht zur nationalsozialistischen Erziehung ist den Anstaltsleitungen ein ernstes und aufrichtiges Anliegen.“⁷⁰

⁶⁶ A.a.O., S. 15.

⁶⁷ A.a.O., S. 15f.

⁶⁸ S. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 3), S. 223 Nr. 2845.

⁶⁹ Jahresbericht 1935 (wie Anm. 62), S. 16.

⁷⁰ A.a.O., S. 17.

Deutlicher noch als seine beiden Kollegen brachte Hübner die volle Zustimmung zur NS-Gesundheits- und Fürsorgepolitik und deren Zielen offen zum Ausdruck. Er bediente sich des parteipolitischen Vokabulars, begrüßte das GzVeN sowie die Lockerung des Bestrafungsverbots und sprach gar von einer „für die Innere Mission schon immer kaum tragbaren Übertreibung hinsichtlich der Fürsorge für das Kranke“⁷¹, vertrat also eine Auffassung, mit der er sich in die Nähe der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt stellte. Hübner bereitete es offenbar keine Mühe, „die besondere Eigenart evangelischer Erziehungsarbeit“ mit den ideologischen Vorgaben des NS-Regimes in Einklang zu bringen.

Auch in den folgenden Jahren erstattete Erich Meyer in der Regel beim Sarepta-Jahresfest einen Jahresbericht. Diese Berichte sind jedoch in den Akten nicht wie derjenige von 1936 in vollem Umfang dokumentiert bzw. sehr kurz gehalten. Sie wurden in der „Schmelzhütte“ oder in den Schwesternbriefen abgedruckt. Neben Informationen über die zahlenmäßige Entwicklung der Schwesternschaft enthielten sie während der Kriegsjahre vor allem Angaben über die Einrichtungen des Lazarets in Häusern Sareptas sowie über die zunehmenden Bombenschäden. Immer wieder wurde ausdrücklich erwähnt, dass die Aus- und Weiterbildung der Schwestern ein großes Anliegen sei und dass alle Kurse und Konferenzen auch unter den schwierigen Kriegsverhältnissen hätten weitergeführt werden können.⁷²

Die Herbstkonferenzen sind ebenfalls nur sporadisch dokumentiert. Für 1939 und 1941 gibt es noch das Programmblatt mit den Themen der Vorträge, die jetzt vorwiegend seelsorglichen Charakter hatten: Meyer sprach 1939 über „Mut für müde Menschen“, Kirschsieper über „Die Macht des Gebets“. Lethaus hielt 1941 einen Vortrag über „Anfechtung und Treue“ und Tappenbeck über „Die Diakonisse im Aufbau der Kirche und als Mitarbeiterin im Amt der Verkündigung“, um nur einige Beispiele zu nennen.⁷³ Eine Zusammenfassung des Vortrags von Verwaltungsleiter Johannes Kunze anlässlich der Gemeindegewerkschaftskonferenz 1937 wurde im Schwesternbrief vom 24. Juni 1937 abgedruckt. Kunze referierte zum Thema „Der Vierjahresplan der Regierung“ und stellte als dessen Ziel die „Autarkie des Staates“ und die „Vorsorge für den Kriegsfall“ dar, was er an einzelnen Produktionszweigen veranschaulichte. Soweit es dieser Zusammenfassung des Vortrags zu entnehmen ist, befürwortete er den Vierjahresplan ohne Vorbehalte.⁷⁴

⁷¹ A.a.O., S. 16.

⁷² S. HAB Sar 1, 736, Jahresberichte.

⁷³ HAB Sar 1, 1755, Herbstkonferenzen.

⁷⁴ HAB Slg. „Schwesternbriefe“, 1935–1939 (ohne Seitenzahl).

Alle in diesem Abschnitt untersuchten Quellen zur Aus- und Weiterbildung der Schwestern lassen deutlich erkennen, dass sowohl die leitenden Pastoren als auch die leitenden Ärzte Sareptas die nationalsozialistische Ideologie und Gesundheitspolitik überzeugt mittrugen und an die Schwestern in Kursen, Konferenzen und Schulungsabenden weitergaben. Dabei kam es den leitenden Pastoren 1933 und 1934 vor allem darauf an, vermeintliche Berührungspunkte der biblischen Botschaft und des christlichen Selbstverständnisses des Mutterhauses mit zentralen Elementen der NS-Ideologie aufzuzeigen. Damit sollte den Schwestern eine Orientierungshilfe gegeben und ihre „gedeihliche Mitarbeit im neuen Staat“ gesichert werden.⁷⁵

Die zunehmende Konfrontation mit der NSV und deren Eindringen in traditionelle Arbeitsbereiche des Mutterhauses führte seit 1935 bei Erich Meyer und Paul Kirschsieper jedoch zu einer gewissen Neubesinnung auf den Kern christlicher Diakonie, nämlich den Dienst an den Schwächsten. In der oben zitierten Predigt auf der Herbstkonferenz 1936 fragte Meyer selbstkritisch: „Aber waren wir nicht auch manchmal in Gefahr, diesen Dienst am Elend gering zu achten?“ Unter dem Eindruck der durch den Kirchenkampf bedingten Veränderungen in der Kirche forderte Meyer in seinem Jahresbericht „eine noch stärkere Betonung des Gemeindlichen und Volksmissionarischen“ in der Ausbildung der Schwestern. Die neuen nationalsozialistischen Unterrichtsinhalte, auf die er in demselben Abschnitt hinwies, stellte er damit allerdings nicht in Frage, vielmehr war er der Überzeugung, „beiden Aufgaben“ gerecht werden zu können.

2.4 Die Stellung des Mutterhauses Sarepta zur Bekennenden Kirche

Bei der Herbstkonferenz vom 9. bis 11. September 1933 referierte Pastor Meyer zur „Lage unseres Mutterhauses“ und äußerte sich dabei unter anderem auch zum beginnenden Kirchenkampf. Anlass dazu war ihm die deutlich spürbare, bedrückte Stimmung in der Schwesternschaft, der er mehrmals mit dem Appell begegnete, „mit fröhlichem Herzen und festem Gottvertrauen durch die Zeit hindurchzugehen.“⁷⁶ Er verwies auf die „außerordentlich schweren Verhandlungen, [...] bedingt [...] durch die Neuordnung unserer Kirche“⁷⁷ und bat die Schwestern, solange diese

⁷⁵ So Meyer an Dr. Löhr (wie Anm. 45).

⁷⁶ HAB Šar 1, 1799, Herbstkonferenz 9.–11. September 1933, Abschrift des Vortrags von Erich Meyer über „Die Lage unseres Mutterhauses“, S. 2.

⁷⁷ A.a.O., S. 3. Was Meyer hier mit wenigen Worten andeutete, hatte einen sehr komplexen Hintergrund, aus dem einige zum Verständnis notwendige Aspekte skizziert werden sollen. Zum Folgenden vgl. Lauterer, Liebestätigkeit (wie Anm. 4),

Verhandlungen noch nicht abgeschlossen seien, der Führung des Mutterhauses zu vertrauen, die

„mit aller Kraft dafür streiten [werde], daß das klare Evangelium und unser Bekenntnis die Grundlagen auch des Mutterhauses bleiben. Aber, was wir im einzelnen tun und welche Entscheidungen wir im einzelnen treffen, das müssen wir mit unserem Gewissen abmachen. Wenn dann vielleicht einmal die Entscheidungen anders ausfallen, als Sie sich das gedacht haben, dann müssen Sie uns soviel zutrauen, daß wir in diesen Dingen nach unserem Gewissen und ernstlicher Prüfung vor Gott entschieden haben. Wir geben dann niemandem das Recht, darüber Urteile zu fällen. Dieses Vertrauen zu der Gewissenhaftigkeit und Innerlichkeit der Mutterhausleitung wird in dieser Zeit außerordentlich wichtig sein. Dann, liebe Schwestern, laßt uns immer festhalten das Bewußtsein, daß wir als Mutterhaus gesandt sind und daß das Mutterhaus bleiben muß und alles, was den Mutterhausgedanken schädigt, auch unsere Sache, auch uns selber schädigt. Wir können nicht aus der Mutterhausgemeinschaft heraustreten; wir müssen auf jeden Fall zusammenhalten. Also eine Streiterei um wesentliche Fragen in einem Umfange, daß dadurch die Herzen auseinandergerissen werden, würde für unser Mutterhaus verhängnisvoll sein. Es ist wichtig, daß wir unsere Mutterhausgemeinschaft mit aller Kraft pflegen und halten. Der Herr hat uns diese große gemeinsame Grundlage gegeben, auf der wir stehen.“⁷⁸

Meyer forderte hier von den Schwestern ganz in der Tradition der Berufsordnung von Kaiserswerth absoluten Gehorsam gegenüber der Mutterhausleitung. Er bewegte sich damit auf der Linie von Paul Kirschsie-

S. 85-87: Maßgebliche Vertreter des Central-Ausschusses der Inneren Mission und der Vorstand des Kaiserswerther Verbandes hatten die Machtübernahme der Nationalsozialisten als nationalen Aufbruch fast einhellig begrüßt. Sie unterstützten auch die von der Reichsregierung mit erheblichem Druck geforderte Bildung einer einheitlichen evangelischen Reichskirche, deren Verfassung im April/Mai 1933 von einem Dreimännerausschuss der 28 Landeskirchen erarbeitet und auf Betreiben von Hitler und Innenminister Frick am 14. Juli 1933 von der Reichsregierung in Kraft gesetzt wurde. Hatten die diakonischen Werke und Mutterhäuser in der Vergangenheit eher Wert auf ihre Unabhängigkeit von der verfassten Kirche gelegt, so befürwortete der Kaiserswerther Verband jetzt ihre Eingliederung in die neue Reichskirche, da man sich dadurch Schutz vor ungewollten Eingriffen des Staates erhoffte. In dieser Absicht richtete der erste Vorsitzende des Verbands, Graf von Lüttichau, Ende Juli und Anfang August 1933 zwei Denkschriften an Ludwig Müller, der inzwischen zum preußischen Landesbischof und Präsidenten des Evangelischen Oberkirchenrats in Berlin gewählt worden war. Die beiden Denkschriften enthielten „Wünsche und Bitten bezüglich der Eingliederung unserer Mutterhäuser in die Kirche“, die jedoch kaum Beachtung fanden und von Müller erst am 2. November 1933 kurz beantwortet wurden. Auf diese Schriftstücke und die vom Vorstand dadurch erwarteten Verhandlungen, zu denen es jedoch nicht kam, dürfte Erich Meyer in seinem Vortrag angespielt haben.

⁷⁸ Vortrag Erich Meyer (wie Anm. 76), S. 3.

per, der auf derselben Konferenz über „Die Bedeutung des Führergedankens für das Mutterhaus“ referierte. Dieser massive Appell einschließlich der Beschreibung der bedrohlichen Konsequenzen im Fall der Nichtbeachtung lässt vermuten, dass es in der Schwesternschaft Diskussionen vor allem über die Rolle der Glaubensbewegung Deutsche Christen gab. Diese hatte vor den Kirchenwahlen am 23. Juli 1933, unterstützt vom Parteiapparat der NSDAP, einen rigorosen Wahlkampf geführt und durchschnittlich zwei Drittel der Stimmen erzielt. Hitler persönlich hatte sich am Vorabend der Wahlen durch eine Rundfunkrede zugunsten der Deutschen Christen eingeschaltet. Gegenüber diesen hatte sich innerhalb der Kirchengemeinden unter dem Namen „Evangelium und Kirche“ eine Gegenbewegung organisiert.⁷⁹

All diese Ereignisse sind von den Schwestern zweifellos wahrgenommen worden und haben Fragen nach der Haltung des Mutterhauses zur Glaubensbewegung Deutsche Christen ausgelöst. Meyers Diktum, die Mutterhausleitung werde „mit aller Kraft dafür streiten, daß das klare Evangelium und unser Bekenntnis die Grundlagen auch des Mutterhauses bleiben“, dürfte die Schwestern etwas beruhigt haben. Die Art und Weise, wie Kirschsieper jedoch in seinem Referat über den Führergedanken diesen zentralen Begriff der NS-Ideologie mit biblischen Sätzen unterlegte, musste nachdenklichere Schwestern erneut verunsichern.

Erich Meyer enthielt sich wie die Mehrheit des Vorstands des Kaiserswerther Verbandes jeglicher Kritik an den Deutschen Christen, da dies (angesichts der sich ab August 1933 formierenden Opposition, aus der dann die Bekennende Kirche entstand) als Kritik an der Reichsregierung hätte interpretiert werden können. Das aber, so befürchtete Meyer, hätte eine Gefährdung der Mutterhausdiakonie bedeutet.⁸⁰ Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang Meyers Interpretation eines Briefes

⁷⁹ Evangelische Kirche im Nationalsozialismus am Beispiel Bielefeld. Dokumentation einer Ausstellung. Zusammengestellt von der Friedensgruppe der Altstädter Nikolaigemeinde, Bielefeld 1986, S. 38.

⁸⁰ Zum Folgenden vgl. Lauterer, Liebestätigkeit (wie Anm. 4), S. 85-97: Eine inhaltliche Auseinandersetzung mit den Deutschen Christen, deren Einfluss in allen Gremien der Kirche und der Diakonie nach den Kirchenwahlen vom 23. Juli 1933 stark zugenommen hatte, fand im Kaiserswerther Verband kaum statt. Graf von Lüttichau und sein Stellvertreter im Vorstand, Pastor Hans Lauerer, standen der Glaubensbewegung Deutsche Christen durchaus positiv gegenüber und sahen in ihr einen wichtigen Machtfaktor, mit dem man, so Lauerer, Fühlung haben müsse. Eine rühmliche Ausnahme war der Vorsteher des Darmstädter Mutterhauses, Pastor Theodor Hickel, der sich gegen die Übertragung des Führerprinzips in den Raum der Kirche aussprach und in einem Schwesternbrief im Juli 1933 schrieb: „Es ist auch klar und offenbar, dass die Deutschen Christen nicht etwa das Christentum im nationalsozialistischen Staat, sondern den nationalsozialistischen Staat in der Kirche vertreten wollen.“ Er stand jedoch im Vorstand und Beirat des Verbands, dem auch Erich Meyer angehörte, mit dieser Auffassung allein.

von Ludwig Müller, der am 27. September 1933 von der Nationalsynode in Wittenberg zum Reichsbischof gewählt worden war. Müller hatte am 2. November 1933 mit großer Verzögerung auf die beiden Denkschriften von Graf von Lüttichau geantwortet, in denen dieser Ende Juli/Anfang August 1933 die Modalitäten zu einer Eingliederung der Mutterhausdiakonie in die Reichskirche aus der Sicht des Verbands dargelegt hatte. Doch Müller ging in seinem Brief nur auf den allerletzten Punkt des Schreibens von Lüttichaus ein, die Bitte, dass von den Schwestern keine kirchenpolitische Betätigung verlangt werde.⁸¹ Im Schwesternbrief vom 21. November 1933 hielt es Meyer für angebracht, Müllers Schreiben in vollem Wortlaut wiederzugeben:

„Die im Evangelischen Diakonissenwerk zusammengeschlossenen Diakonissen-Mutterhäuser und Schwesternschaften haben einen der wichtigsten Dienste der Kirche im Volk zu leisten. Der Dienst der barmherzigen Liebe, den sie in den Anstalten oder in den Kirchengemeinden am gesunden oder kranken Menschen ausüben, nimmt ihre ganze innere und äußere Kraft in Anspruch. Ihre Liebesarbeit gilt jedem ohne Unterschied des Standes und der Partei. Diese wichtige Arbeit darf nicht durch kirchenpolitische oder politische Unruhe gestört werden.

Ich verbiete daher jedes Hineintragen kirchenpolitischer oder politischer Unruhe in die Diakonissen-Mutterhäuser und Schwesternschaften und erwarte, daß das Evangelische Diakonissenwerk sich mit ganzer Hingebung und Kraft seinem Dienst zum Aufbau der Deutschen Evangelischen Kirche und des 3. Reiches widmet. gez[eichnet] Ludwig Müller.“⁸²

Meyer fügte hinzu: „Ich glaube, wir sind alle sehr dankbar für dieses Wort, das ja genau dem entspricht, was wir immer vertreten haben“.⁸³ Diese Lesart und die sehr positive Beurteilung von Müllers Brief entsprachen der politischen und auch kirchenpolitischen Einstellung, die Meyer seit der Machtübernahme der Nationalsozialisten mehrfach geäußert hatte.⁸⁴ Dabei spielte es für ihn offensichtlich keine Rolle, dass von Lüttichau mit seiner Bitte an den Reichsbischof, keine politische Betätigung der Schwestern zu verlangen, deren Eintritt in die Glaubensbewegung Deutsche Christen hatte verhindern wollen, Müller als Schirmherr der Deutschen Christen ein solches Verbot aber gerade nicht aussprechen wollte. Stattdessen hatte der Reichsbischof „jedes Hineintragen kirchenpolitischer oder politischer Unruhe“ verboten und den uneingeschränk-

⁸¹ A.a.O., S. 95.

⁸² HAB Sarepta, Ordner „Material zur NS-Zeit“, Schwesternkonferenzen (unverzeichnet).

⁸³ Ebd.

⁸⁴ S. o. Abschnitt 1.1.

ten „Dienst zum Aufbau der deutschen Evangelischen Kirche und des 3. Reichs“ gefordert.⁸⁵

Mit diesen Worten richtete Müller sich eindeutig gegen den zunehmenden Einfluss der Opposition gegen die Deutschen Christen, die sich bereits am 21. September 1933 in dem von Pfarrer Martin Niemöller gegründeten Pfarrernotbund konstituiert hatte und von Staats- und Partei-seite sowie den Deutschen Christen der politischen Opposition verdächtigt wurde. Dieses Verbot musste deshalb auch als eine Drohung verstanden werden – eine Lesart, die Meyer wie auch dem Vorstand des Kaiserswerther Verbands jedoch fernlag.⁸⁶

Auch nach der Großkundgebung des DC-Gaues Berlin im dortigen Sportpalast am 13. November 1933, die zumindest theologisch zu einer Klärung der Fronten innerhalb der evangelischen Kirche beigetragen hatte,⁸⁷ setzten Erich Meyer und der Verbandsvorstand weiterhin auf Reichsbischof Müller. In einem Brief an seinen ehemaligen Kollegen in Sarepta, Wilhelm Voigt, schrieb Meyer am 3. Januar 1934:

„[...] Alles in allem würde ich es doch für sehr wichtig halten, wenn Müller wenigstens noch eine zeitlang bliebe; denn sobald er geht, bricht sofort die Personenfrage aufs Neue auf, und vielleicht tanzt dann unser Betheler Kahn wieder auf den gurgelnden Wellen, und wir sind darin und werden dann vielleicht wieder seekrank. [...] Ich sitze nach wie vor in meinem Kahn, von Schilf umgeben, in einer Bucht und bin froh, dass mich bislang noch kein Ruf erreicht hat [...]“⁸⁸

Meyer sah also Anfang Januar 1934 die Stellung des Reichsbischofs als gefährdet an – möglicherweise als eine Folge der Sportpalast-Kund-

⁸⁵ Brief Ludwig Müllers (wie Anm. 82).

⁸⁶ Lauterer, *Liebestätigkeit* (wie Anm. 4), S. 97: Der Verband wollte in Müllers Brief die Erfüllung des Eingliederungswunsches der Mutterhausdiakonie in die Reichskirche sehen und schrieb in den „Grüßen des Kaiserswerther Mutterhauses“, die den Brief des Reichsbischofs abdruckten: „Wir danken Gott, daß wir eine Kirchenregierung haben, der wir einfach gehorchen dürfen. Andere Bindungen einzugehen, tut nicht Not und verlangt niemand, nachdem wir uns unzweideutig dem Führer der geeinten deutschen evangelischen Kirche unterstellt haben.“

⁸⁷ Der Hauptredner der Kundgebung, Gauobmann und Religionspädagoge Dr. Reinhold Krause, hatte unter anderem gefordert: „Befreiung vom Alten Testament mit seiner jüdischen Lohnmoral, von dessen Viehhändler- und Zuhältergeschichten [...] und, daß ein grundsätzlicher Verzicht auf die ganze Sündenbock- und Minderwertigkeitstheologie des Rabbiners Paulus ausgesprochen wird.“ Zitiert nach: *Evangelische Kirche im Nationalsozialismus* (wie Anm. 79), S. 42. Viele Mitglieder traten daraufhin aus der DC-Bewegung aus. Reichsbischof Müller, der bei der Veranstaltung nicht zugegen war, distanzierte sich von deren Inhalten und legte seine Schirmherrschaft über die Deutschen Christen nieder.

⁸⁸ HAB Sarepta, Ordner „Pastor Erich Meyer“ (unverzeichnet). Zur Haltung des Vorstands des Kaiserswerther Verbandes vgl. Lauterer, *Liebestätigkeit* (wie Anm. 4), S. 100f.

gebung und der Unruhe, die dadurch in der Kirche entstanden war, auf die er sich in seinem Brief bezog. Starke Kritik in den gegen die DC opponierenden Bekenntniskreisen hatte aber vor allem Müllers Entscheidung vom Dezember 1933 hervorgerufen, als er „ohne Rücksprache mit anderen kirchlichen Verantwortungsträgern durch einen Vertrag mit Baldur von Schirach, dem Führer der Hitlerjugend, die evangelische Jugend geschlossen in die NS-Jugendorganisation“ überführt hatte.⁸⁹ Mit den Turbulenzen, denen Bethel nach einem Abgang Müllers und der dann erneut aufbrechenden „Personenfrage“ möglicherweise ausgesetzt sein würde, spielte Meyer wohl auf die Zeit der Wahl und kurzen Tätigkeit Fritz von Bodelschwinghs als designierter Reichsbischof im Mai/Juni 1933 an.

Unmittelbar vor der ersten Bekenntnissynode der Deutschen Evangelischen Kirche (DEK) in Barmen (29.–31. Mai 1934) hielt Otto Lethaus während der Gemeindeschwesternkonferenz vom 26. bis 29. Mai einen „Theologischen Vortrag“ zum Thema „Das Alte Testament als Buch der Kirche“. Aus der Zusammenfassung dieses Referats, abgedruckt im Schwesternbrief vom 5. Juli 1934, ist zu ersehen, dass sich Lethaus deutlich von der Theologie der Deutschen Christen abgrenzte, denn diese erkläre, jedes heidnische Volksgesetz führe ebenso unmittelbar zu Christus wie das Alte Testament. „Das ist falsch,“ betonte hingegen Lethaus; „wir wollen darauf merken, wie schon im germanischen Heidentum die Sehnsucht nach Christus schlummert [so sein Zugeständnis an die Deutschen Christen], aber doch können wir das Alte Testament als Verkündigung des kommenden Christus nicht entbehren.“⁹⁰ Dies war eine klare Orientierung, die Lethaus den Gemeindeschwestern mit auf den Weg gab, die sich auf ihren Stationen vor Ort zunehmend mit deutschchristlich eingestellten Pastoren, Ärzten und Gemeindegliedern auf der einen und Vertretern der Bekennenden Kirche auf der anderen Seite konfrontiert sahen.

Während der Herbstkonferenz vom 8. bis 11. September 1934, also etwa drei Monate nach der Bekenntnissynode in Barmen, ging Meyer in seinem Vortrag über „Die Lage unseres Mutterhauses“ in einem geson-

⁸⁹ Benad, Barmen (wie Anm. 6), S. 35. A.a.O., S. 38: Ludwig Müller wurde von Hitler erst im Juli 1935 entmachtet, nachdem durch die Bekenntnissynoden der DEK von Barmen (29.–31. Mai 1934) und Berlin-Dahlem (19.–20. Oktober 1934) deutlich geworden war, dass die von Müller im Auftrag Hitlers angestrebte Einheit der Reichskirche auf dem Weg einer innerkirchlichen Gleichschaltung nicht durchführbar war. „Hitler errichtete daraufhin im Juli 1935 ein eigenes Reichskirchenministerium unter Minister Hanns Kerrl, einem evangelischen Nationalsozialisten, dessen Aufgabe es sein sollte, die Beziehungen des Staates zu den beiden großen Kirchen zu regeln und die ev. Kirche zu befrieden“.

⁹⁰ HAB Slg. „Schwesternbriefe“, 1930–1934 (ohne Seitenzahl).

dernten Kapitel auf „Die kirchenpolitische Lage“ ein.⁹¹ Er verwies in allgemeiner Form darauf, wie schwierig und verwickelt diese sei, und betonte erneut, dass die Mutterhäuser bisher „die allergrößte Zurückhaltung geübt [hätten]: Die Grundlage unseres Dienstes ist das Evangelium und das Bekenntnis, das uns das Evangelium auslegt und deutlich macht.“ Ohne die Barmer Theologische Erklärung und deren klare Absage an die Lehren der Deutschen Christen zu erwähnen oder gar im Einzelnen zu würdigen, verwies er im Schlussabschnitt lediglich auf die „großen Schwierigkeiten“, die „jetzt die Zerklüftungen in unserer Kirche“ machten. „Wir wissen noch nicht, wohin der Weg gehen will“ – womit er wohl die sich in Barmen anbahnende endgültige Spaltung zwischen der Bekennenden Kirche und den Deutschen Christen meinte – und fügte hinzu:

„Manchmal erfüllt uns der Kampf mit banger Sorge. Auch hier können wir kein Rezept für die kommende Zeit geben. Die Verhältnisse liegen so schwierig und verschieden in den einzelnen Gemeinden, dass wir noch nicht sehen können, wie sich alles gestaltet. Es bedarf hier seitens der Mutterhausleitung und auch seitens der Schwestern auf den Stationen großer Weisheit und innerer Erleuchtung von Gott her, dass wir immer die rechten Wege finden. Wir wollen uns auch hier führen lassen. Aber das ist sicher: Wir lösen uns nicht vom Schicksal der Kirche.“⁹²

Ganz im Sinne der bisherigen Politik des Kaiserswerther Verbandes⁹³ vermied Meyer auch in diesem Vortrag jede Äußerung, die als entschiedene Kritik an der Glaubensbewegung Deutsche Christen und damit indirekt an der Reichsregierung hätte gedeutet werden können. Im Kapitel über „Mutterhaus und Politik“ hatte er in seinem Vortrag vielmehr zuvor ausdrücklich festgestellt:

„Es ist immer der Ehrentitel unserer Mutterhausdiakonie gewesen, in der Sendung Gottes dem Volke zu dienen, aus dem wir hervorgegangen sind, dessen Blut in unseren Adern rollt und dessen Fragen und Sorgen auch die unseren sind. Wir dürfen es in dieser Zeit wohl ruhig und klar aussprechen, daß vaterländische Gesinnung und treues Stehen zu unserem Volke selbstverständlich ist. [...] Wir sehen jetzt in der Neuwerdung unseres Volkes vieles Gesunde und Gute hervorbrechen. Wir werden dafür

⁹¹ HAB Sar 1, 1799, Abschrift des Vortrags von Erich Meyer, „Die Lage unseres Mutterhauses“, S. 12-14.

⁹² A.a.O., S. 14.

⁹³ Vgl. das „Wort zur kirchlichen Lage der Mutterhäuser“ des Kaiserswerther Verbandes vom 14. Juni 1934, in dem dieser sein Verhältnis zur Bekennenden Kirche zu klären versuchte. Lauterer, Liebestätigkeit (wie Anm. 4), S. 168-172, weist zu Recht auf die sehr verschwommene Aussage dieser „Erklärung von Hannover“ hin, die sich auch in den obigen Zitaten aus Erich Meyers Vortrag widerspiegelt.

dankbar sein. Wir werden auch jetzt nicht zweifelnd und gleichgültig daneben stehen, sondern fest die Hand anlegen und unsere Pflicht tun.⁹⁴

Für Meyer galt nach wie vor die uneingeschränkte Loyalität der Mutterhausdiakonie zum neuen Staat. In der Auseinandersetzung innerhalb der evangelischen Kirche versuchte er dagegen immer noch ähnlich wie der Verbandsvorstand, eine Stellung zwischen den Fronten festzuhalten. Daher beließ er es in seinem Vortrag bei sehr allgemeinen Aussagen („Die Grundlage unseres Dienstes ist das Evangelium und das Bekenntnis [...]“).

Die Verschärfung der innerkirchlichen Auseinandersetzungen im Oktober 1934⁹⁵ brachte den Kaiserswerther Verband jedoch dazu, deutlicher Stellung zu beziehen. In einem Brief vom 19. November 1934, vier Wochen nach der zweiten Reichsbekenntnissynode in Berlin-Dahlem, berichtete Erich Meyer Pastor Wilhelm Voigt von der Kaiserswerther Konferenz Mitte November in Eisenach, die zu dem Ergebnis gekommen sei, dass ein solches Stehen zwischen den Fronten nun nicht mehr möglich sei. „Wir müssen jetzt ernst und entschlossen unseren Weg gehen.“ Dabei war es ihm ein großes Anliegen, „niemals die Liebe gegen die andere Seite vermissen [zu] lassen, aber vom Wahrheitsernst [...] auch nichts ab[zu]brechen“.⁹⁶

Den Weg, den die freien Werke und Verbände zu gehen beabsichtigten, hatte bereits Anfang Juli 1934 Fritz von Bodelschwingh in Beratungen mit Paul Gerhard Braune, Graf von Lüttichau und einigen weiteren Vertretern der Inneren Mission vorbereitet. Er führte unter dem Eindruck der Bekenntnissynode von Berlin-Dahlem am 25. Oktober 1934 zur Gründung der „Arbeitsgemeinschaft der diakonischen und missionarischen Werke und Verbände der Deutschen Evangelischen Kirche“.⁹⁷ In einem Rundschreiben von Lüttichaus an die Mitglieder des Kaiserswerther Verbandes wurden diese gebeten, sich der Arbeitsgemeinschaft anzuschließen. Die Richtlinien, die sich diese gab, ließen zwar eine deutliche Annäherung an

⁹⁴ Meyer (wie Anm. 91), S. 10, S. 11.

⁹⁵ Vgl. Benad, Barmen (wie Anm. 6), S. 37: Als Reaktion auf die rigorose Eingliederungspolitik des Reichsbischofs gegenüber den noch unabhängigen Landeskirchen tagte am 19./20. Oktober 1934 die 2. Reichsbekenntnissynode in Berlin-Dahlem. Sie setzte reichsweit das kirchliche Notrecht in Kraft, das Pfarrer und Kirchenälteste aufforderte, „von der bisherigen [DC-]Kirchenregierung und ihren Behörden keine Weisungen [mehr] entgegenzunehmen und sich von der Zusammenarbeit mit denen zurückzuziehen, die diesem Kirchenregiment weiterhin gehorsam sind.“ Es wurden ein Reichsbruderrat und eine erste Vorläufige Kirchenleitung gebildet, die am 22. November 1934 unter dem Vorsitz des hannoverschen Landesbischofs August Marahrens ihre Arbeit aufnahm“.

⁹⁶ HAB Sarepta, Ordner „Pastor Erich Meyer“ (unverzeichnet), Brief Erich Meyers an Wilhelm Voigt vom 19. November 1934.

⁹⁷ Vgl. Lauterer, Liebestätigkeit (wie Anm. 4), S. 176f.

die Bekennende Kirche erkennen, eine formelle Mitgliedschaft stand jedoch nicht zur Diskussion. Den einzelnen Mutterhäusern wurde die Entscheidung des Beitritts freigestellt. Nach wie vor vertrat von Lüttichau einen Kurs der nur „innerlichen Verbundenheit“ mit der Bekennenden Kirche, was unter anderem bedeutete, dass er, ebenso wie Fritz von Bodelschwingh, die Anwendung des kirchlichen Notrechts für die freien Verbände ablehnte. Die beiden Pastoren, die zusammen mit Missionsdirektor Siegfried Knak das Leitungsgremium der Arbeitsgemeinschaft bildeten, gaben damit im Grunde einen Weg des „Ja und Nein“ vor.⁹⁸

Auch Erich Meyer beließ es für das Mutterhaus Sarepta bei der Bekundung einer „innerlichen Verbundenheit“. Offenkundig empfand er auch Ende 1934 keinen grundlegenden Widerspruch zwischen seiner von innerer Überzeugung getragenen Loyalität zum NS-Staat und seiner nunmehr „innerlichen“ Hinwendung zur Bekennenden Kirche, die aber doch in These 5 der Barmer Theologischen Erklärung den Totalitätsanspruch des Staates als Irrlehre verworfen hatte.⁹⁹

Auf der Herbstkonferenz vom 31. August bis 3. September 1935 unternahm Paul Kirschsieper in seinem Vortrag über „Das Bleibende in der Diakonie“ den Versuch, das Verhältnis zwischen Kirche, Diakonie und NS-Staat aus der Sicht des Mutterhauses etwas genauer zu beschreiben. Er stellte zunächst fest, dass der Versuch, die Innere Mission und mit ihr die Mutterhausdiakonie verfassungsmäßig fester in der „werdenden Reichskirche“ zu verankern, fehlgeschlagen sei und gegenwärtig zwischen den Mutterhäusern des Kaiserswerther Verbandes und der „offiziellen Reichskirchenregierung des Reichsbischofs Ludwig Müller“ keine Beziehung mehr bestehe. Diese Feststellung implizierte freilich keine Distanzierung von Ludwig Müller, sondern ist vor dem Hintergrund der Entmachtung Müllers durch Hitler im Juli 1935 zu sehen. Andererseits sei die Diakonie, so Kirschsieper, viel fester an den Staat gebunden worden, indem sie sich am 30. Juni 1933 auf die Aufforderung des Reichsinnenministeriums hin diesem unterstellt habe. Aber dennoch bleibe die grundsätzliche Zugehörigkeit der Mutterhausdiakonie zur Kirche bestehen, was sie auch durch ihren Anschluss an die Arbeitsgemeinschaft der diakonischen und missionarischen Werke und Verbände zum Ausdruck gebracht

⁹⁸ A.a.O., S. 177: „Wichtigstes und immer wieder vorgetragenes Argument für das nur ‚innerliche‘ Eintreten für die Bekennende Kirche seitens des Gesamtverbands [...] war, dass sich ein formeller Anschluss allein schon um der wirtschaftlichen Folgen, die ein solcher für das einzelne Mutterhaus haben könnte, verbiete.“ Durch die Nichtanwendung des kirchlichen Notrechts erhoffte man sich zudem weiterhin ein möglichst reibungsloses Verhältnis zum Staat bzw. seinen Behörden und Kostenträgern.

⁹⁹ Barmer Theologische Erklärung, These 5, vgl. Evangelische Kirche im Nationalsozialismus (wie Anm. 79), S. 56.

habe. Das bedeute (so formulierte er noch etwas deutlicher), „daß die Diakonie gleichzeitig ihre Verbundenheit mit der Bekennenden Kirche bekundet und dabei doch ihre organisatorische Freiheit wahr.“¹⁰⁰ Fraglich bleibt freilich, was Kirschsieper unter organisatorischer Freiheit verstanden hat. Die Nichtanwendung des kirchlichen Notrechts beispielsweise war ja nicht nur eine „organisatorische“, sondern durchaus eine inhaltliche bzw. eine Bekenntnisfrage.

Über die Situation der Schwestern vor Ort in den drei Bezirken Sareptas berichteten erstmals auf dieser Herbstkonferenz die drei Bezirkspastoren recht ausführlich. Dietrich Bischoff, zuständig für den Bezirk Süden (Sauerland), wies darauf hin, dass dort die Scheidung zwischen Bekenntnisgemeinden und Deutschen Christen deutlich durchgeführt sei. Etwa 40 Pastoren stünden ganz entschlossen zum Bekenntnis, acht zu den Deutschen Christen und nur etwa fünf hielten sich auf einer neutralen Linie. „Im ganzen Bezirk“, so Bischoff, „ist es so, daß die Öffentlichkeit weiß, wo unsere Schwestern stehen“, wodurch auch eine gewisse Beruhigung zu verzeichnen sei. Als zunehmend schwierig schilderte er jedoch das Verhältnis zur NSV, die Stellen in Gemeindestationen und Kindergärten beanspruchte, in denen bisher Sarepta-Schwestern arbeiteten, und die auch eigene NSV-Kindergärten gründete. Doch trotz dieser Schwierigkeiten sei (so Bischoff abschließend) bisher „nirgends auf unserem Gebiet eine Zerstörung zu bemerken.“¹⁰¹

Sehr positiv berichtete Otto Lethaus aus seinem Bezirk Minden-Ravensberg, in dem 410 Diakonissen und 90 Helferinnen arbeiteten und die überwiegende Zahl der Pastoren zur Bekennenden Kirche gehörte. Viele Kirchengemeinden hätten zudem nun eigene Schwesternstationen errichtet. Herbert Hübner berichtete aus dem ihm anvertrauten Bezirk im Industriegebiet, dass die Arbeit sehr stark durch den Kampf mit den Deutschen Christen geprägt sei. Mehreren Schwestern sei gekündigt worden. Erfreulicherweise hätten aber bis auf eine alle in ihren alten Bezirken weiterarbeiten können, unterstützt von der Kruppschen Zeche und der Opferbereitschaft der Bekennenden Gemeinden. Die Krankenhausarbeit habe trotz drohender Kündigung bisher erhalten werden können. „Es war uns [...] ein Anliegen“, so Hübner, „die klare Linie zu sehen, die wir einhalten mußten, die vielleicht bestimmt ist durch die Worte: ruhige

¹⁰⁰ HAB Sarepta, Ordner „Material zur NS-Zeit“, Schwesternkonferenzen (unverzeichnet), hier: Herbstkonferenz 31. August–3. September 1935, Auszüge aus dem Vortrag von Paul Kirschsieper über „Das Bleibende in der Diakonie“, S. 1.

¹⁰¹ HAB Sarepta, Ordner „Material zur NS-Zeit“, Schwesternkonferenzen (unverzeichnet), hier: Herbstkonferenz 31. August–3. September 1935, „Aus den Berichten der Bezirkspastoren“, S. 4.

Arbeit, klares Bekenntnis in der Glaubenshaltung und Dienst an Jedermann.“¹⁰²

Im Mai 1936 ging Otto Lethaus in einem Vortrag über „Paulus als Missionar“ auf der Gemeindeschwesternkonferenz noch einmal auf die Glaubensbewegung Deutsche Christen ein. Auszüge daraus sind im Schwesternbrief vom 25. Juni 1936 abgedruckt:

„Das neue Heidentum sieht in ihm [Paulus] den Gegner des völkischen Lebens. Wer aber Christ ist, der weiß, daß wir in ihm nichts anderes vor uns haben als einen Botschafter Jesu Christi, der selbst überwältigt war durch den Auferstandenen und sich von ihm gesandt wußte. Wenn man das als Schwärmerei verwirft, muß man das ganze Christentum verwerfen; denn es beruht ganz auf Offenbarung. Paulus war nichts als ein Christ, der eine völlige Umkehr erlebt hatte. Auf die Bekehrung folgte die Bewährung. Es setzte bald die Verfolgung ein [...] Er predigte von dem einen Gott, der das ganze Leben des Menschen für sich beansprucht, der sich mit keiner Halbheit zufrieden gibt. [...] Er treibt weltweite Arbeit und knüpft zerrissene Fäden wieder an. Er verbindet Heidenchristen und Judenchristen in der einen Kirche. So muß auch unsere Arbeit treueste Kleinarbeit und weltweiten Blick für alle Arbeit des Reiches Gottes verbinden.“¹⁰³

Lethaus gab den Gemeindeschwestern so eine klare theologische Orientierung und Stärkung für ihren Dienst. Denn zu ihrem Selbstverständnis als Diakonissen gehörte es auch ganz wesentlich, Botschafterinnen Jesu Christi zu sein. Sehr deutlich wies Lethaus auf die Verbindung von Judenchristen und Heidenchristen in der einen Kirche hin, die das Anliegen von Paulus gewesen sei. Mit dieser Feststellung wollte er offenbar der zunehmenden Diskriminierung „nichtarischer“ Christen in der protestantischen Kirche entgegenreten.

Sowohl aus den Berichten der Bezirkspastoren als auch aus dem Vortrag von Otto Lethaus geht hervor, dass sich die Schwestern vor Ort mehrheitlich zu den Bekenntnisgemeinden hielten und sich in dieser Entscheidung von der Mutterhausleitung unterstützt fühlen konnten. In den folgenden Jahren wurde das Verhältnis Sareptas zur Bekennenden Kirche in den Vorträgen und Predigten anlässlich der jährlichen Schwesternkonferenzen sowie in den Jahresberichten und der Korrespondenz des Vorstehers, soweit diese überliefert sind, nicht mehr thematisiert. Offensichtlich hatte man in der Arbeitsgemeinschaft der diakonischen und missionarischen Werke und Verbände einen praktikablen *modus vivendi* gefunden, der die Auseinandersetzung mit den staatlichen Behörden vermied und zugleich wenigstens eine „innerliche“ Verbunden-

¹⁰² A.a.O., S. 5.

¹⁰³ HAB Slg. „Schwesternbriefe“ 1935–1939 (ohne Seitenzahl).

heit mit der Bekennenden Kirche zuließ. Hinzu kam, dass sich, wie Matthias Benad ausführt, „nach Jahren der Kämpfe und der staatlichen Drangsalierungen [...] in Bekenntniskreisen ab 1937 Ermüdung breitmachte.“¹⁰⁴

Angeregt durch Benads Würdigung der Barmer Theologischen Erklärung¹⁰⁵ soll am Ende dieses Abschnitts gefragt werden, inwieweit die zumindest „innerliche“ Zustimmung zu den Aussagen von Barmen Erich Meyers Verhältnis zum NS-Staat möglicherweise beeinflusst bzw. verändert hat. Der Jahresbericht für 1939, den er am Sonntag vor Pfingsten 1940 abgab, sowie seine Predigten in den Gottesdiensten zur Feier der 25jährigen Einsegnungsjubiläen der Schwestern, die regelmäßig auch während des Krieges vor den Herbstkonferenzen stattfanden, können in Ansätzen eine Antwort auf diese Frage geben. So führte Meyer in seinem Jahresbericht unter der Überschrift „Sareptas Dienst 1939/40“ aus:

„Das vergangene Jahr wird in der Geschichte fortleben als das Jahr des Kriegsbeginns, der unserem Volke aufgezwungen worden ist. Als unser Vaterland im Herbst dieses Jahres gezwungen wurde, in den Abwehrkampf einzutreten, änderte sich auch in unserem Arbeitsbereich manches. [...] Wir sind getrost an die neuen Aufgaben herangegangen und haben gern und freudig für Führer, Volk und Vaterland uns zur Verfügung gestellt, soweit unsere Kräfte das irgend erlauben. Wir dürfen am Schluss des Arbeitsjahres bekennen, dass uns nichts auferlegt wurde, dem wir nicht gerecht zu werden in der Lage waren.“¹⁰⁶

Meyers Verhältnis zum NS-Staat, 1933 von geradezu religiöser Begeisterung geprägt,¹⁰⁷ war auch im Frühsommer 1940 noch uneingeschränkt positiv. So ist es nicht verwunderlich, dass er sich die NS-Propaganda über den Kriegsausbruch voll zu eigen machen konnte. Ferner hob er in seinem Bericht ausführlich auf die Bereitstellung einer großen Zahl von Lazarettbetten in den Häusern und Kliniken Sareptas ab: „Wir sehen überall Uniformen! Wir sehen Soldaten, die sich bei uns gesund pflegen lassen für neuen Dienst.“¹⁰⁸ Auch in seiner Predigt anlässlich des Gottesdienstes zum 25jährigen Einsegnungsjubiläum der Schwestern am 22. September 1940 nahm Meyer zunächst Bezug auf die Kriegssituation:

„25 Jahre! Im Jahre 1915 war auch eine ähnliche Lage wie die heutige. Unser Vaterland stand damals wie heute im Kriege. Was ist in diesen 25 Jahren alles an uns vorbeigegangen. Der Krieg mit seiner Ergebung und mit seinen Lasten, der Zusammenbruch unseres Volkes, die furchtbare Zeit

¹⁰⁴ Benad, Barmen (wie Anm. 6), S. 39.

¹⁰⁵ A.a.O., S. 41-45.

¹⁰⁶ HAB Sar I, 736, Jahresberichte, Jahresbericht 1939/40, S. 7.

¹⁰⁷ S. o. Abschnitt 2.1, Meyers Pfingstbrief an die Schwestern vom Mai 1933.

¹⁰⁸ Ebd.

danach und die neue Erhebung unseres Volkes. Und nun stehen wir wieder mitten im großen Weltgeschehen. In dieses gewaltige Geschehen ist nun auch unser kleines Schicksal mit verhaftet.“¹⁰⁹

In aller Kürze reflektiert dieser Text Meyers Geschichtsbild unverändert, wie wir es bereits aus seinen Vorträgen auf den Herbstkonferenzen der Jahre 1931 bis 1933 kennen. In der Jubiläumspredigt am 12. Oktober 1941 erinnerte Meyer ebenfalls an das Einsegnungsjahr der Schwestern:

„Es war vor 25 Jahren, im Jahr 1916, als unsere Schwestern eingesegnet wurden. Damals begann die Schlacht an der Somme, die so große Opfer forderte und ein unerhört blutiges Ringen war [...] Heute ist wieder Krieg. Heute dürfen wir wieder Gott danken für die großen Siege und Erfolge, die unser Heer im Osten errungen hat.“¹¹⁰

Danach folgte eine Auslegung des Gleichnisses vom barmherzigen Samariter, in der er besonders den Gedanken des Dienstes, auch des Militärdienstes, hervorhob. Den Schluss der Predigt bildeten folgende Überlegungen:

„Aber nicht nur der Diakonissendienst ist ein herrlicher Dienst, sondern der Christendienst überhaupt. Wir stehen jetzt im Krieg. Der Krieg hat mancherlei Schweres und Drückendes uns gezeigt, wenn wir nur einmal an zwei Dinge erinnern; an die Macht der Lüge, die in einer uns feindlichen Propaganda immer wieder wie eine dunkle Flut durch die Welt geht, oder wenn wir denken an die furchtbare Brutalität des Bolschewismus – dann sehen wir, wie auch diese Welt der Gegenwart nötig hat den Dienst der Liebe [...], dass wir der Welt diesen echten Samariterdienst schuldig sind [...].“¹¹¹

Meyers Erinnerung an den Ersten Weltkrieg war zweifellos geprägt durch seinen Dienst als Militärpfarrer in Metz während der gesamten Kriegszeit. Wie für viele Männer seiner Generation waren Krieg, Kampf und Opfer „vaterländischer Dienst“. Diese Einstellung klingt auch noch in dieser Jubiläumspredigt an. Deutlich ist, dass Meyer die Kriegspolitik der NS-Regierung im Oktober 1941 nicht in Frage gestellt hat. Im Gegenteil – er glaubte, die Schwestern auf „die Macht der Lüge der feindlichen Propaganda“ hinweisen zu müssen, und beschwor wie schon 1931 die Gefahr des Bolschewismus – in Sätzen, die der NS-Propaganda hätten entstammen können. Es fällt aus heutiger Sicht außerordentlich schwer, den Gedanken dieser Predigt zu folgen. Unhinterfragt steht die Brutalität des

¹⁰⁹ HAB Sar 1, 1755, Abschrift der Predigt von Erich Meyer, gehalten während der Jubiläumsfreizeit am 22. September 1940 (ohne Seitenzahl).

¹¹⁰ HAB Sar 1, 1755, Abschrift der Predigt von Erich Meyer, gehalten während der Jubiläumsfreizeit am 12. Oktober 1941 (ohne Seitenzahl).

¹¹¹ Ebd.

Krieges im Raum, steht Gott auf der Seite des Siegers. Den Diakonissen und allen Christen aber ist „Samariterdienst“ aufgetragen, das heißt, sich um die Verwundeten zu kümmern. Die Pointe des biblischen Gleichnisses, nämlich für den in Not geratenen Angehörigen nicht der eigenen, sondern gerade einer anderen Glaubens- und Volksgruppe nachhaltig zu sorgen, kommt dabei kaum in den Blick.

Auch in den Jubiläumspredigten vom September 1942 und 1943 bleibt der Grundtenor derselbe. Meyer erinnerte an die Einsegnungsjahre der Schwestern 1917 und 1918 und „die Zeit danach, diese mühselige und schwere Zeit und dann die Erhebung und dann der neue Krieg.“ Danach folgten vor allem wieder Lob und Dank für die Treue Gottes in den vergangenen 25 Jahren.¹¹²

1943 erwähnte er in diesem Zusammenhang die auf der Isle of Man internierten Sarepta-Schwestern aus dem Deutschen Hospital in London und eine schwer verwundete Schwester in Gilead. „So spüren wir das, was der Krieg an Last bringt [...] wir wollen es auch nicht anders. Wir wollen mit dem, was wir zu danken, zu feiern und zu arbeiten haben, mittendrin stehen in der Last unseres Volkes.“¹¹³ Noch einmal klingt hier der Gedanke der Volksgemeinschaft an, dessen Bedeutung für das Mutterhaus Paul Kirschsieper 1934 besonders betont hatte.

Für das Jahr 1944 ist wieder ein umfangreicher Jahresbericht überliefert, den Meyer beim 76. Jahresfest Sareptas im Sommer 1945 abgab. Ausführlich berichtete er über die Zerstörung des Mutterhauses, die mehrfache Bombardierung Gileads und schwere Beschädigung zahlreicher weiterer Häuser Sareptas im Herbst 1944. Doch „auch über der Zerstörung und der Not waltet Gott, der Neues schafft und den Weg des Heils unbeirrt durch menschliches Tun weitergeht“, so seine theologische Deutung der Kriegsfolgen und sein Zuspruch für die zuhörende Gemeinde. Es gehe darum, sich unter die gewaltige Hand Gottes zu demütigen und „zu prüfen, was an unserem Werke echt ist und was vor Gott nicht bestehen kann“ – ein Aufruf zur kritischen Selbstprüfung, den er jedoch nicht näher ausführte. Stattdessen beschrieb er die vielen verschiedenen und zum Teil schwierigen Einsatzorte der Schwestern 1944/1945 sowie die Aus- und Weiterbildungsmaßnahmen und Erholungsangebote des Mutterhauses, die auch während der Kriegsjahre hatten fortgeführt werden können. Am Schluss seines Berichts thematisierte er die sehr hohe Nachfrage nach Schwestern seitens der Kirchengemeinden, die ihn jetzt oft erreiche. Das Mutterhaus habe sich nicht (wie es manchmal behauptet werde) überlebt, sondern habe auch jetzt seine wichtigen Aufgaben. Auf die Probleme der

¹¹² HAB Sar 1, 1755, Predigten von Erich Meyer, gehalten während der Jubiläumsfreizeiten im September 1942 und 1943 (ohne Seitenzahl).

¹¹³ Ebd.

unmittelbaren Nachkriegszeit ging Meyer in seinem Bericht indes nicht ein.¹¹⁴

Alle hier untersuchten Quellen zeigen, dass sich Erich Meyers national-konservative und seit 1933 dem NS-Regime gegenüber positive Haltung bis zum Kriegsende nicht verändert hat und auch – so die Antwort auf die eingangs gestellte Frage – seine schrittweise Hinwendung zur Bekennenden Kirche darauf keinen erkennbaren Einfluss hatte. Ob und inwieweit er möglicherweise zu einzelnen Bereichen der NS-Politik auf Distanz ging, wird in den beiden folgenden Kapiteln zu zeigen sein.

2.5 „Nichtarische“ Schwestern und Patientinnen in Sarepta

Am 21. Oktober 1933 schickte Erich Meyer folgenden Brief an alle Schwestern Sareptas einschließlich der freien Hilfsschwestern und Helferinnen,¹¹⁵ der wegen seiner besonderen Bedeutung für Schwestern jüdischer Herkunft hier in vollem Wortlaut wiedergegeben wird:

„Liebe Schwestern!

Von Berlin wird im Interesse der Reichsfachschaft deutscher Schwestern von uns die Anlegung einer Kartothek gefordert. In die Kartothek dürfen nur Schwestern aufgenommen werden, die arischer Abstammung sind. Ich muss also jetzt sehr schnell erfahren, welche Schwestern nicht arischer Abstammung sind. Ich nehme an, daß Sie alle wissen, ob das der Fall ist oder nicht. Deshalb bitte ich, daß diejenigen Schwestern, welche nicht arischer Abstammung sind, sofort ihre Namen persönlich-vertraulich mitteilen. Es wäre mir sehr lieb, wenn die Mitteilung nur an mich erfolgte.

Ich nehme also an, daß alle Schwestern, welche mir nicht innerhalb der nächsten acht Tage, bis zum 30. Oktober, eine andere Mitteilung schicken, arischer Abstammung sind. Damit nun unsere Kartothek nicht falsch wird und wir später in eine schwierige Lage kommen, bitte ich, daß niemand die Mitteilung versäumt. Diese Mitteilungen müssen sämtliche Schwestern an mich einsenden, auch die Freien Hilfsschwestern und Helferinnen; denn auch diese werden in Zukunft alle mitgezählt, während bis jetzt nur diejenigen gezählt wurden, welche Examen abgelegt hatten.

Ich möchte dabei bemerken, daß für diejenigen Schwestern, die etwa nicht arischer Abstammung sind, kein Grund zur Beunruhigung vorliegt. Es handelt sich nicht darum, daß sie jetzt aus der Schwesternschaft ausge-

¹¹⁴ HAB Sar 1, 736, Jahresberichte. Erich Meyers, „Jahresbericht am 76. Jahresfest“, S. 7-11 (ohne genaue Datierung).

¹¹⁵ Als Helferinnen und freie Hilfsschwestern wurden jene Schwestern bezeichnet, die in einem arbeitsrechtlichen Verhältnis zum Mutterhaus standen, ohne jedoch Diakonisse zu sein. Vgl. Winkler, Kerstin: Diakonische Schwestern und Mutterhausdiakonie. Sarepta im 20. Jahrhundert zwischen gesellschaftlichen Ansprüchen und eigenen Prinzipien. Diss. Kirchliche Hochschule Bethel 2004, S. 8.

schieden werden, sondern nur um die Kartothek, bei deren Anlegung wir einfach an die staatlichen Bestimmungen gebunden sind. Es ist also eine rein formelle und büromäßige Sache, um die es hier geht. Namentlich bitte ich die Kreisschwestern und vorstehenden Schwestern, darauf hinwirken zu wollen, daß die Mitteilung sofort an mich erfolgt. Also, um es noch einmal deutlich zu sagen: Ich erwarte nur von den Schwestern, die nicht arischer Abstammung sind, eine sofortige Mitteilung. Wer innerhalb der angegebenen Frist keine Mitteilung schickt, bekundet damit, daß er seines Wissens arischer Abstammung ist. Weil ich die Anlegung der Kartothek besorge, bitte ich, daß in diesem Falle sämtliche Mitteilungen an mich persönlich gehen.

Mit freundlichem Gruß

Ihr Meyer, P[astor]“¹¹⁶

Ob es sich bei der Aufforderung zur Anlegung dieser Kartothek um einen Erlass, eine Dienstanweisung des Reichsinnenministeriums oder etwa um die Anweisung durch eine nachgeordnete Stelle handelte, bleibt offen. Dass sich Meyer der Tragweite dieser Maßnahme jedoch bewusst war, mit der erstmals im Mutterhaus Schwestern jüdischer Herkunft ausgesondert werden sollten, kommt deutlich im zweiten Teil des Briefes zum Ausdruck, hielt Meyer es doch für nötig, die möglicherweise betroffenen Schwestern ausdrücklich zu beruhigen und ihnen zu versichern, dass es nicht darum gehe, sie aus der Schwesternschaft auszuschneiden.

Eine solche Zusicherung war durchaus angebracht, da es vor allem den Schwestern auf den Stationen außerhalb Bethels kaum entgangen sein konnte, wie sehr „judenchristliche“ Gemeindeglieder, Pastoren und kirchliche Mitarbeitende bereits seit den Sommermonaten 1933 drangsaliert und aus ihren Arbeitsstellen gedrängt worden waren. Die preußische Generalsynode am 4./5. September 1933 hatte die Geltung des Arierparagraphen für Geistliche und Kirchenbeamte offiziell eingeführt.¹¹⁷ Seltsam widersprüchlich erscheint Meyers offenkundige Beflissenheit, die geforderte Kartothek möglichst schnell und korrekt anzulegen, andererseits jedoch ihre Bedeutung als eine „rein formelle und büromäßige Sache“ herunterzuspielen. Ob und gegebenenfalls wie viele Schwestern sich bei ihm bis Ende Oktober gemeldet haben, ist in den Akten des HAB Sarepta-Archivs nicht überliefert.

Von Diakonisse Dore Schellenberg ist bekannt, dass sie den Vorsteher bereits kurze Zeit nach ihrem Eintritt in das Mutterhaus Sarepta (14. August 1928) darüber informiert hatte, dass ihre Mutter Jüdin sei. In

¹¹⁶ HAB Sarepta, Ordner „Material zur NS-Zeit“, Schwesternkonferenzen (unverzeichnet).

¹¹⁷ Evangelische Kirche im Nationalsozialismus (wie Anm. 79), S. 49.

einem Interview mit Heide-Marie Lauterer-Pirner äußerte Schwester Dore am 17. April 1985:

„Das Schwierigste war für mich der Anfang. Man hatte bei den National-
eingestellten hier überall die Kaiserbilder. Wie ich das sah, bin ich zu Pas-
tor Meyer gegangen und habe gesagt, dass ich Halbjüdin bin, ob das nicht
doch irgendwie zu bedenken wäre mit den Folgen. Das hat er ganz beiseite
geschoben. Das war 1928, da ahnte man noch nicht, was kommen konnte.“¹¹⁸

So erfreulich Meyers Reaktion in diesem Fall für Dore Schellenberg war, die er als voll ausgebildete, hoch motivierte junge Theologin mit dem lange gehegten Wunsch, Diakonisse zu werden, für das Mutterhaus gewinnen wollte, so lässt sich doch nicht übersehen, dass er nicht frei von damals weit verbreiteten antisemitischen Vorurteilen war. Besonders drastisch brachte er dies in einem Brief an Professor Emil Pfennigsdorf (Bonn) am 7. Juni 1924 zum Ausdruck. Dieser hatte sich als Gast des Seehospizes, das Sarepta auf Amrum unterhielt, über das seiner Meinung nach zu freizügige Strandleben beschwert. Meyer antwortete ihm damals:

„Sehr geehrter Herr Professor!
Da unsere Seehospize in Amrum dem Diakonissen-Mutterhaus Sarepta unterstehen, wurde mir ihr Brief vom 4. d[ieses] M[onats] übergeben. Vor dem Kriege wurde ja streng auf Sitte und Ordnung in den Hospizen gehalten. Wir versuchten, als wir nach der Revolution den Badebetrieb wieder aufnahmen, dies auch weiter durchzuführen, aber es ging wie eine Sturzwehle über uns hinweg. Es kam am Strande fast zu Prügeleien. Unsere Bethelungen, die gerade eine Freizeit dort hatten, hätten einen Großindustriellen, nebenbei gesagt, Juden, der im Dorfe wohnte, fast verprügelt; es fehlte nichts mehr daran. Wenn ich nicht Pastor wäre, würde ich sagen: Ich bedaure sehr, daß die Bethelungen nicht ganze Sache gemacht haben. Übrigens reiste der Jude ab, da Juden ja bekanntlich, wenn es gefährlich wird, nicht gern in vorderster Linie stehen.“¹¹⁹

Auf der Herbstkonferenz vom 31. August bis 3. September 1935 thematisierte Paul Kirschsieper in seinem Vortrag über „Das Bleibende in der Diakonie“ die Frage der Aufnahme „nichtarischer Schwestern“. Er bezog sich zunächst auf ein Referat von Pastor Theodor Schmidt, Vorsteher des Mutterhauses in Niesky, das dieser auf der Mitgliederversammlung des Kaiserswerther Verbandes am 28. Juni 1935 gehalten und sich in einem

¹¹⁸ HAB Sar, Ordner „Interviews mit Schwestern“ (unverzeichnet), Lauterer-Pirner, Heide-Marie: Gespräch mit Diakonisse Dore Schellenberg (geb. 1904), Haus Abendfrieden, Bethel, am 17. April 1985, S. 5, in dem Schwester Dore ihren Werdegang als Diakonisse anschaulich schilderte.

¹¹⁹ HAB Sarepta, Ordner „Pastor Erich Meyer“ (unverzeichnet), Brief Meyers an Pfennigsdorf vom 7. Juni 1924.

Abschnitt über die Eintrittsbedingungen in das Mutterhaus dahingehend ausgesprochen hatte, „daß die deutschen Mutterhäuser in der gegenwärtigen Zeit keine nichtarischen Schwestern aufnehmen sollten.“¹²⁰ Kirschieper tat sich mit dieser Empfehlung offensichtlich schwer und versuchte, die Frage in seinem Referat etwas differenzierter zu erörtern:

„Die Entscheidung in dieser Frage ist sehr schwer. Wir haben einerseits gerade in unserer Zeit das Bedürfnis, es laut und deutlich zu betonen, dass auch Nichtarier, soweit sie Jesu Eigentum sind, voll und ganz zur Gemeinde Jesu gehören. Wir fühlen auch die Verpflichtung, den nichtarischen Christen in unserem Vaterland, die heute manchmal so verstoßen und verlassen dastehen, besondere Liebe entgegenzubringen. Die Frage bleibt jedoch, wie lange und wie weit wir nichtarische Schwestern beschäftigen können. Darum wird es uns gerade die Pflicht in der Liebe gebieten, es in jedem einzelnen Fall sehr sorgfältig zu prüfen, ob wir ein nichtarisches junges Mädchen als Schwester aufnehmen dürfen.“¹²¹

Auch die Bekennende Kirche in Preußen tat sich schwer mit einer eindeutigen Stellungnahme gegen die immer radikalere Ausgrenzung der jüdischen Bürger und Bürgerinnen und mit der Unterstützung ihrer „nichtarischen“ Gemeindeglieder. Die Religionslehrerin Dr. Elisabeth Schmitz und die Fürsorgerin Marga Meusel, die 1935 in ihren Denkschriften das Unrecht an der jüdischen Bevölkerung detailliert beschrieben und ihre Kirche zum Handeln aufforderten, fanden kaum Gehör.¹²² Am 5. Januar 1937 befasste sich auch der Arbeitsausschuss der von Bodelschwingschen Anstalten mit der Frage der Beschäftigung „nichtarischer“ Pflegekräfte und beschloss laut § 4 des Sitzungsprotokolls:

„Diese können in den Anstalten nur vorübergehend beschäftigt werden, um ihnen über eine Zeit der Arbeitslosigkeit hinwegzuhelfen oder ihnen die Möglichkeit zu geben, sich auf einen Beruf vorzubereiten. Die Leitungen von Sarepta und Nazareth werden gebeten, etwa in Verbindung mit Pastor Bachmann, Philadelphia, zu prüfen, ob solchen hier vorgebildeten

¹²⁰ HAB Sarepta, Ordner „Material zur NS-Zeit“, Schwesternkonferenzen (unverzeichnet), hier: Vortrag von Paul Kirschieper, S. 4.

¹²¹ Ebd.

¹²² Superintendent Martin Albertz legte Marga Meusels Denkschrift der Bekenntnissynode in Augsburg (4.–6. Juni 1935) vor; vgl. Büttner, Ursula/Greschat, Martin: Die verlassenen Kinder der Kirche. Der Umgang mit Christen jüdischer Herkunft im „Dritten Reich“ (Sammlung Vandenhoeck), Göttingen 1998, S. 75f. Zur preußischen Bekenntnissynode in Berlin-Steglitz (23.–26. September 1935) reiste Bonhoeffers Predigerseminar aus Finkenwalde an, um die Synode zu einer Verurteilung der Judenpolitik in Deutschland zu bewegen. Doch Präses Karl Koch aus Westfalen, der die Synode leitete, drohte mit seinem Rücktritt, falls dieses Thema behandelt werde. So wurde lediglich ein Wort zur „Judentaufe“ beschlossen. Vgl. Evangelische Kirche im Nationalsozialismus (wie Anm. 79), S. 98.

Kräften der Weg in diakonische Arbeit in Amerika erschlossen werden kann.“¹²³

Eine nähere Begründung dafür ist nicht protokolliert worden. Zwar erfolgten ab April 1937 weitere Berufsverbote für jüdische Menschen; dass davon auch Pflegekräfte betroffen waren, ist jedoch aus den im Hauptarchiv Bethel vorliegenden Quellen nicht zu ersehen. Möglicherweise sollte der Beschluss des Arbeitsausschusses dazu dienen, Konflikte innerhalb der Anstalten, vor allem aber mit den örtlichen Parteistellen zu vermeiden. Spätestens Anfang 1939¹²⁴ (eventuell aber auch schon früher) musste bei der Meldung zum Krankenpflegeexamen der Ahnenpass vorgelegt und damit der „Ariernachweis“ erbracht werden, ohne den nach bestandener Prüfung die „Ausweise“ nicht ausgestellt wurden. Damit waren Schwesternschülerinnen jüdischer Herkunft endgültig ausgeschlossen.

Die im HAB Sarepta-Archiv vorhandenen und hier ausgewerteten Quellen zeigen, dass die Frage der Aufnahme, Ausbildung und Beschäftigung „nichtarischer“ Schwestern zwischen 1933 und 1939 in Sarepta immer wieder auf unterschiedliche Weise thematisiert worden ist. Bei den Betroffenen handelte es sich zweifellos um christlich getaufte Frauen und Glieder der evangelischen Kirche. Auffallend ist, dass in den Akten an keiner Stelle die Anzahl der betroffenen Schwestern genannt wird. Die betont „persönlich-vertrauliche“ Art und Weise, in der Meyer das Thema behandelt wissen wollte – möglicherweise, um die betroffenen Schwestern im Mutterhaus vor antisemitischen Äußerungen, die es auch gab,¹²⁵ zu schützen –, mag der Grund dafür gewesen sein, dass auch nirgends Namen genannt wurden. Dore Schellenberg ist bis heute die einzige Diakonisse Sareptas, deren jüdische Herkunft bekannt ist. Die hier zitierten Quellen machen allerdings ebenfalls deutlich, dass es auch bei den in Sarepta angestellten Überlegungen ausschließlich um das Schicksal von „Judenchristen“ ging. Die Entrechtung und Verfolgung der Mehrheit der jüdischen Bevölkerung wurde nicht thematisiert bzw. hingenommen.

Acht jüdische und christliche Patientinnen jüdischer Herkunft lebten bis 1943 über längere oder kürzere Zeit in der psychiatrisch-neurologischen Abteilung der Krankenanstalten Sareptas. Chefarzt dieser Abteilung war von 1929 bis 1960 Dr. Karsten Jaspersen. Während das Schicksal

¹²³ HAB Protokollbuch Arbeitsausschuss, Sitzung vom 5. Januar 1937.

¹²⁴ HAB Sar 1, 420b Säuglingspflegeschule, Brief von Dr. Gersbach (Oberregierungs- und Medizinalrat beim Regierungspräsidium Minden und Vorsitzender der Prüfungskommission) an Dr. von Bernuth (Sarepta) vom 28. Februar 1939: „Bevor die Ausweise nach bestandener Prüfung ausgestellt werden können, sind mir noch vorzulegen: a) bei Schwester Daguhn der Ahnenpass, 2) bei Schwester Friedrich der auf Seite 2 und 3 mit Richtigkeitsbescheinigung versehene Ahnenpass.“

¹²⁵ Lauterer-Pirner, Gespräch mit Diakonisse Dore Schellenberg (wie Anm. 118), S. 5.

der jüdischen Patientinnen und Patienten, die in der Anstalt Bethel¹²⁶ lebten, in den letzten Jahrzehnten mehrfach Gegenstand historischer Forschungen war, deren Ergebnisse an verschiedenen Orten publiziert sind,¹²⁷ wurden die jüdischen Patientinnen Sareptas in der bisherigen Forschung kaum beachtet¹²⁸ und ihre Namen nirgends erwähnt. Es ist das Verdienst von Christian Zechert, in seinem Forschungsbericht über die Auswertung der „Krankenakten der psychiatrischen Frauenklinik Magdala (1934–1945)“ auch auf die Gruppe der jüdischen Patientinnen dort aufmerksam gemacht zu haben.¹²⁹

In einem Beitrag für den Jahresbericht des Historischen Vereins der Grafschaft Ravensberg konnte das Schicksal dieser acht Frauen auf der Grundlage der im Hauptarchiv der Von Bodelschwingschen Stiftungen Bethel erhaltenen Akten von mir dargestellt und im Kontext der jeweiligen Krankengeschichten auch die Einstellung des leitenden Arztes Dr. Karsten Jaspersen zur NS-Rassen- und Gesundheitspolitik sowie dessen Reaktion auf die „Euthanasie“-Aktion der Nationalsozialisten untersucht und kritisch gewürdigt werden – worauf hier verwiesen sei.¹³⁰

2.6 Erich Meyers Brief vom 16. Mai 1946 an Pastor Rudolph Hardt zur Frage der „Euthanasie“

Zum gesamten Problemkomplex der Rolle der Von Bodelschwingschen Anstalten in der Zeit der nationalsozialistischen „Euthanasie“-Aktionen vom Herbst des Jahres 1939 bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges finden sich in den Akten des HAB Sarepta-Archivs nur ganz wenige Aussa-

¹²⁶ Die Von Bodelschwingschen Anstalten bildeten seit 1921 einen Verbund aus den drei Stiftungen „Anstalt Bethel“, „Westfälische Diakonissenanstalt Sarepta“ und „Westfälische Diakonienanstalt Nazareth“ mit je eigener Verwaltung.

¹²⁷ Vgl. vor allem Hochmuth, Anneliese: Spurensuche. Eugenik, Sterilisation, Patientenmorde und die v. Bodelschwingschen Anstalten Bethel 1929–1945, hg. von Matthias Benad, Bielefeld 1997. Stockhecke, Kerstin: September 1940: Die „Euthanasie“ und die jüdischen Patienten in den v. Bodelschwingschen Anstalten Bethel, in: Brack, Claudia [u.a.] (Hgg.): Kirchenarchiv mit Zukunft. Festschrift für Bernd Hey zum 65. Geburtstag, Bielefeld 2007, S. 131-142.

¹²⁸ Vgl. Thierfelder, Jörg: Karsten Jaspersens Kampf gegen die NS-Krankenmorde, in: Strohm, Theodor/Thierfelder, Jörg (Hgg.): Diakonie im „Dritten Reich“. Neuere Ergebnisse zeitgeschichtlicher Forschung (Veröffentlichungen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts an der Universität Heidelberg 3), Heidelberg 1990, S. 226-239. Schmuhl, Ärzte (wie Anm. 38). Peters, Karsten Jaspersen (wie Anm. 47).

¹²⁹ Zechert, Krankenakten (wie Anm. 47), S. 235. Das Haus Magdala war als Aufnahme- und Akutklinik Teil der psychiatrisch-neurologischen Abteilung der Krankenanstalten Sareptas.

¹³⁰ Sattler, Ute: Jüdische und christliche Patientinnen jüdischer Herkunft in der Westfälischen Diakonissenanstalt Sarepta während der Zeit des Nationalsozialismus, in: Jahresbericht des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg 2017.

gen. Ein Grund für das Fehlen relevanter Dokumente mag darin zu sehen sein, dass Fritz von Bodelschwingh, der damalige Anstaltsleiter, nur einen sehr kleinen Kreis leitender Mitarbeiter in seine Gespräche und Verhandlungen während der Krankenmord-Aktionen einbezog, aus Sarepta in erster Linie Dr. Karsten Jaspersen.¹³¹ Wie weit dieser die Mutterhausleitung über seine zahlreichen Eingaben, Briefe und Gespräche informierte, mit denen er bei maßgeblichen Parteiinstanzen, Fachkollegen sowie hohen Vertretern der katholischen Kirche gegen die „T4-Aktion“¹³² intervenierte, ist im HAB Sarepta-Archiv ebenfalls nicht dokumentiert. Aus einer Ehrenerklärung, die Erich Meyer am 21. Dezember 1946 für Jaspersen abgab, geht allerdings hervor, dass dieser sich gelegentlich in Gesprächen mit Meyer „über die politische Lage“ sehr kritisch geäußert habe.¹³³

Im Mai 1946 bat Rudolph Hardt¹³⁴, der Nachfolger Fritz von Bodelschwinghs im Amt des Anstaltsleiters, Erich Meyer, ihm „etwas über [seine] Erfahrungen hinsichtlich der Euthanasie zu schreiben“, wie Meyer sich in seinem Antwortschreiben ausdrückte.¹³⁵ Der Brief stellt die einzige bisher bekannte Stellungnahme der damaligen Mutterhausleitung zu diesem Thema dar:

Lieber Bruder Hardt!

Du hast uns gebeten, etwas über unsere Erfahrungen hinsichtlich der Euthanasie zu schreiben. Ich nehme an, daß die allgemeinen Gesichtspunkte genügend bei den Anstaltsakten herausgehoben sind, auch daß der Verlauf der ganzen Angelegenheit hinreichend in den Akten seine Darstellung gefunden hat.

Ebenso haben andere wie Bruder Wörmann, Dr. Jaspersen und Pastor Dietrich naturgemäß viel mehr erlebt in dieser Hinsicht als ich. Es bleibt mir daher wohl nur übrig, einiges aus meiner ganz persönlichen Erfahrung mitzuteilen.

Bruder von Bodelschwingh hatte den Grundsatz, nicht durch öffentliche Aufregung weiterer Kreise der Euthanasie entgegenzutreten. Er wollte vielmehr durch tapferes Eintreten bei den maßgebenden Kreisen etwas Positives erreichen. Das ist ihm ja auch gelungen. Die von uns angelegten Listen wurden nach meiner Erinnerung darum hergestellt, um der Ärzte-

¹³¹ Schmuhl, Ärzte (wie Anm. 38), S. 86.

¹³² So benannt nach der Berliner Adresse „Tiergarten 4“, der Dienststelle, die die gesamte Tötungsaktion unter strikter Geheimhaltung organisierte.

¹³³ Schmuhl, Ärzte (wie Anm. 38), S. 85. Zu Karsten Jaspersen und seiner Tätigkeit in Sarepta sowie zu seiner Zusammenarbeit mit Fritz von Bodelschwingh zur Zeit der „T4-Aktion“ vgl. a.a.O., besonders S. 38f. und S. 84f., sowie Hochmuth, Spurensuche (wie Anm. 127), S. 76f. und S. 96f. Bei Peters, Karsten Jaspersen (wie Anm. 47) sind die oben erwähnten Briefe Jaspersens abgedruckt. Vgl. außerdem Zechert, Krankenakten (wie Anm. 47), S. 234ff.

¹³⁴ Zu Rudolph Hardt s. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 3), S. 181 Nr. 2300.

¹³⁵ HAB Sar I, 2056, Sterilisierung, Eugenik, Euthanasie 1933–1946.

kommission jeden Grund zu nehmen, ihrerseits oberflächlich vorzugehen und in rascher Untersuchung Falsches festzustellen. Bruder von Bodelschwingh warf einmal in unserem Kreis die Frage auf, ob es nicht seine Pflicht sei, der Kommission bzw. denen, die etwa die Kranken abholen sollten, die Tür zu verschließen und sich davorzustellen. Wir kamen davon ab, weil das eine ganz zwecklose Selbstaufopferung gewesen wäre. Dagegen wollten wir, wenn es zum äußersten käme, auf jede Weise kundtun, daß wir diesen Eingriff für gottwidrig und verhängnisvoll hielten[,] und keine Hand rühren, den Leuten entgegenzukommen. Nur für unsere Kranken wollten wir bis zum letzten Augenblick treu sorgen. Bruder von Bodelschwingh hielt es auch nicht für richtig, wenn wir in Pfarrerkreisen zu viel darüber redeten. Erfahrungsgemäß gaben die Pfarrer dies sofort ihren Kreisen, wie etwa den Frauenhilfen, in übertriebener Weise weiter. Bruder von Bodelschwingh sagte sich, daß er nicht gleichzeitig mit den maßgebenden Kreisen eindringlich verhandeln könne und die Angelegenheit in weitere Kreise bringen. Seine Zurückhaltung war nicht aus Feigheit oder Leisetreteri geboren, sondern aus der Sorge, sich den einzig wirksamen und Erfolg versprechenden Weg – namentlich die Beeinflussung der maßgeblichen Kreise – abzuschneiden. Tatsächlich hat er mit seiner Auffassung Recht gehabt. Man geht wohl nicht zu weit, wenn man sagt, daß die Abstopfung der Euthanasie auf Bruder von Bodelschwinghs Vorgehen zurückzuführen ist.

Meines Wissens sind nur 17 Juden abgeholt. Diese übergaben wir aber nicht den staatlichen Stellen, sondern forderten die Angehörigen auf, ihre Kranken selbst abzuholen, da wir infolge der staatlichen Verfügungen nicht mehr in der Lage seien, die Kranken zu schützen. Das ist dann auch geschehen. Eine Jüdin, die eine Kranke aus Magdala abholen wollte, hatte nirgends Quartier bekommen in den Hotels. Wir haben sie sich dann mehrere Nächte bei uns ausschlafen lassen, bis sie dann imstande war, mit ihrer Angehörigen abzureisen.

Das ist so das Wesentliche, was ich noch weiß. Im übrigen wird auch Bruder Frank aufgefordert werden müssen, eine genaue Denkschrift seiner Erlebnisse zu geben.

Mit herzlichem Gruß / Dein / gez[eichnet] Meyer.“

Zum Zeitpunkt dieses Briefwechsels war Rudolph Hardt erst wenige Monate als Leiter der Von Bodelschwinghschen Anstalten im Amt. Da der Brief mit seiner Anfrage an Erich Meyer in seiner Korrespondenz der Nachkriegsjahre nicht enthalten ist, kann über den unmittelbaren Anlass sowie zu möglicherweise detaillierter formulierten Fragen und Motiven nichts gesagt werden. Denkbar ist, dass Anfragen von außen an die Anstaltsleitung gerichtet worden waren.¹³⁶ Es fällt auf, dass Meyer im ersten

¹³⁶ So wurde ein Jahr später in der Sitzung des Arbeitsausschusses am 6. Mai 1947 auf solche vermehrt eingehenden Anfragen Bezug genommen, in denen unter anderem darum gebeten wurde, alle Dokumente zu Bethels Rolle in der Zeit der Kranken-

Abschnitt seines Briefs auf das Anliegen Hardts eher ausweichend reagiert und ihn auf die Anstaltsakten, in denen „die allgemeinen Gesichtspunkte“ und „der Verlauf der ganzen Angelegenheit“ hinreichend dargestellt seien, sowie an den Leiter der Bethelkanzlei, Pastor Eduard Wörmann,¹³⁷ an Dr. Jaspersen und Pastor Gustav Dietrich¹³⁸, den Leiter der Teilanstalt Eckardtsheim, verwiesen hat, die „naturgemäß“ – damit meinte Meyer wohl: auf Grund ihrer Arbeit und Leitungsposition – mehr als er berichten könnten.

Im zweiten Abschnitt seines Briefs hat Meyer versucht, die Strategie Fritz von Bodelschwings im Kampf gegen die „Euthanasie“ darzustellen, was ihm jedoch aufgrund seiner vagen Formulierungen (zum Beispiel „öffentliche Aufregung weiter Kreise“, „Eintreten bei den maßgebenden Kreisen“, „etwas Positives zu erreichen“, „Falsches festzustellen“) nur sehr bedingt gelungen ist und in dieser Form Hardt ohnehin bereits bekannt gewesen sein dürfte. Meyer hat es jedenfalls (nach seiner Schilderung) für richtig gehalten, dass Bodelschwing nach gemeinsamer Beratung „in unserem Kreise“ von offenem und direktem Widerstand gegenüber der T4-Ärztelkommission, die in Bethel vom 19. bis 26. Februar 1941 die Meldebögen ausfüllte, abgesehen hat, „weil das eine ganz zwecklose Selbstaufopferung gewesen wäre“,¹³⁹ denn Bodelschwing habe die „Euthanasie“ zwar aus christlicher Überzeugung abgelehnt, aber als einzige Handlungsmöglichkeit die Verweigerung jeder äußeren Unterstützung der verlangten Maßnahmen gesehen.

Die Kategorisierung der Patienten und Patientinnen in Bethel, die der damalige Chefarzt Dr. Gerhard Schorsch im Einverständnis mit Bodelschwing sinngemäß nach den Kategorien der NS-Meldebögen im Vorfeld des Besuchs der T4-Ärztelkommission durchführte und die eine zumindest passive Mitwirkung bei der Erfassung und Selektion der Kranken darstellte, hat Meyer als unbedenklich, ja sinnvoll bewertet. Die nicht-öffentliche Verhandlungsstrategie Bodelschwings habe nichts mit „Feig-

morde zu veröffentlichen. Der Ausschuss beschloss, dieses nicht zu tun, und sah vor, zunächst Aussagen aller maßgeblich an den Verhandlungen Beteiligten zu protokollieren; s. HAB Protokollbuch der Arbeitsausschuss-Sitzung vom 6. Mai 1947. Entsprechende Protokolle sind in den Akten allerdings nicht belegt.

¹³⁷ Zu Eduard Wörmann s. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 3), S. 570 Nr. 7082.

¹³⁸ Zu Gustav Dietrich s. a.a.O., S. 98 Nr. 1256.

¹³⁹ Um welchen Personenkreis es sich hier handelte, bleibt offen. Merkwürdigerweise zog Meyer mit fast denselben Worten wie Bodelschwing diese Haltung der Selbstaufopferung in Betracht, als er im Herbst 1944 Schwester Dore Schellenberg vor dem Zugriff der Gestapo bewahrte. „Sie können Schwester Dore holen, aber ich stehe vor ihrer Tür“, zitierte Schwester Dore Erich Meyer in ihrem Interview mit Lauterer-Pirner (wie Anm. 118), S. 13. Dore Schellenberg berichtete, dass sie von diesen Worten Meyers und dessen großem Einsatz für sie erst viel später auf Umwegen erfahren habe.

heit und Leisetreteri“ zu tun gehabt, sondern letztlich zum Stopp der „Euthanasie“-Aktion geführt.

Im letzten Abschnitt seines Briefs ist Meyer auf das Schicksal der jüdischen Patienten und Patientinnen in Bethel eingegangen. „Nur 17 Juden abgeholt“ – diese teilnahmslose Formulierung schmerzt! Auch hier hat er die Ereignisse im September 1940 nur sehr ungenau und teilweise unrichtig wiedergegeben.¹⁴⁰ Bei der „Jüdin, die eine Kranke aus Magdala abholen wollte“, handelte es sich sehr wahrscheinlich um Diakonisse Heidi H. aus Hamburg, deren Mutter am 14. September 1940 aus dem Haus Daheim entlassen wurde. Diakonissen wurden in anderen Mutterhäusern üblicherweise als Gäste aufgenommen. Meyer hat schließlich noch auf „Bruder Frank“ verwiesen, der aufgefordert werden müsse, „eine genaue Denkschrift seiner Erlebnisse zu geben“, doch zu deren Abfassung ist es allem Anschein nach nicht gekommen.¹⁴¹

Was die Konfrontation der Von Bodelschwingschen Anstalten mit den „Euthanasie“-Maßnahmen der Nationalsozialisten betraf, hat sich Erich Meyer ein Jahr nach Kriegsende lediglich in der Lage gesehen, einige persönliche Erinnerungen mitzuteilen, vor allem in Bezug auf die Haltung Bodelschwings, die er uneingeschränkt unterstützte. Seine Auffassung, dass diese letztlich zum Stopp der „Euthanasie“-Aktion geführt habe, hat in der Nachkriegszeit das öffentliche Bild von Bethel stark geprägt,¹⁴² wird jedoch in der neueren Forschung so nicht mehr aufrechterhalten. Hingewiesen sei hier vor allem auf die Veröffentlichungen der Forschungsergebnisse von Bernd Walter und Matthias Benad, die eine

¹⁴⁰ Vgl. Hochmuth, Spurensuche (wie Anm. 127), S. 137-142, und die sehr genaue Untersuchung zu diesem Fragenkomplex von Stockhecke, September 1940 (wie Anm. 127), S. 131-142. Stockhecke nennt 15 Namen jüdischer Patienten und Patientinnen, die 1940 noch in Bethel lebten. Sicher ist, dass sieben von ihnen am 21. September 1940 mit einem Sammeltransport aus Gütersloh in die Anstalt Wunstorf bei Hannover verlegt, von dort mit großer Wahrscheinlichkeit in das alte Zuchthaus Brandenburg weiterverlegt und dort ermordet wurden. Die übrigen Patienten und Patientinnen konnten nach Benachrichtigung ihrer Angehörigen oder Vormünder in ihre Familien zurückkehren, oder es wurde eine andere Unterbringung gefunden. Bis auf einen Patienten, Hugo Weile, dessen Schicksal bisher noch nicht geklärt werden konnte, haben alle übrigen den Nationalsozialismus nicht überlebt; s. a.a.O., S. 141f. Zu den jüdischen Patientinnen in Sarepta s. o. Abschnitt 2.5.

¹⁴¹ „Bruder Peter Frank war Nazareth-Diakon und Leiter der Sennekanzlei. 1941 war er im Zusammenhang mit den ‚Euthanasie‘-Maßnahmen in Gestapohaft“, so Neumann, Reinhard: Die Westfälische Diakonienanstalt Nazareth 1914–1954. Jahrzehnte der Krise, Mit Beiträgen von Matthias Benad und Hans-Walter Schmuhl (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 36), Bielefeld 2010, S. 354. Eine Denkschrift bzw. weitere Informationen zu Diakon Frank erwähnt Neumann nicht.

¹⁴² Vgl. Benad, Matthias: Friedrich von Bodelschwingh der Jüngere (1877–1946), in: Kampmann, Jürgen (Hg.): Protestantismus in Preußen. Lebensbilder aus seiner Geschichte. Bd. 4. Vom 1. Weltkrieg bis zur Teilung Deutschlands, Frankfurt (Main) 2011, S. 126.

differenzierte Einschätzung und Bewertung der Position Bethels und Friedrich von Bodelschwings in der Auseinandersetzung mit den „Euthanasie“-Maßnahmen des NS-Regimes ermöglichen.¹⁴³

2.7 Die Vorsteherinnen Marie Heuser und Anna Heuser

Diakonisse Marie Heuser (1866–1947) war Vorsteherin des Mutterhauses Sarepta von 1903 bis 1934, ihre Halbschwester Diakonisse Anna Heuser (1879–1964) von Dezember 1934 bis 1949. Beide Frauen leiteten das Mutterhaus also viele Jahre jeweils zusammen mit Erich Meyer. Obwohl die Mutterhaussatzung intern eine partnerschaftliche Leitung vorsah,¹⁴⁴ finden sich im Bestand des HAB Sarepta-Archivs für den Untersuchungszeitraum nur wenige schriftliche Zeugnisse der beiden Vorsteherinnen.

Pastor Wilhelm Brandt,¹⁴⁵ der Erich Meyer 1950 im Amt des Vorstehers folgte, hat die ersten fünf Vorsteherinnen des Mutterhauses in seinem Buch „Freiheit in Verantwortung“ einfühlsam portraitiert und gewürdigt.¹⁴⁶ Dabei ging es ihm offenkundig nicht so sehr um die biographischen Details als vielmehr um die Charakterisierung der je individuellen Persönlichkeit sowie ihrer prägenden Rolle und Bedeutung für das Mutterhaus.

Auf Marie Heusers letzte Amtsjahre (1930–1934) ist Brandt in seiner Darstellung allerdings nicht mehr eingegangen. Es waren die schweren

¹⁴³ Walter, Bernd: Zwangssterilisationen und Planwirtschaft im Anstaltswesen. Die Konfrontation der v. Bodelschwingschen Anstalten in Bethel mit den rassenhygienischen Maßnahmen des NS-Regimes, in: Benad, Matthias (Hg.): Friedrich v. Bodelschwings d. J. und die Betheler Anstalten. Frömmigkeit und Weltgestaltung. Mit Beiträgen von Ulrich Althöfer [u.a.], Stuttgart 1997, S. 137-152, hier besonders S. 151f. Benad, Matthias [u.a.]: „... Unter Einsatz aller unserer Kräfte Anwälte unserer Kranken sein.“ Bethel und die nationalsozialistischen Krankenmorde – ein Überblick, in: Bethels Mission (4) (wie Anm. 54), S. 17-28, hier S. 27f.

¹⁴⁴ Brandt, Wilhelm: Freiheit in Verantwortung. Vorsteherinnen im Mutterhaus Sarepta. Westfälische Diakonissenanstalt Bethel/Sarepta, Bethel 1969, S. 9f. Im Vorstand des Mutterhauses, bestehend aus 10 bis 15 „männlichen Mitgliedern“ (§ 4), hatte die Vorsteherin von 1894 bis 1942 „das Recht, [...] mit beratender Stimme teilzunehmen“ (§ 6). Durch eine Satzungsänderung im Dezember 1942 erhielt sie als ständiges Mitglied im Vorstand Sitz und Stimme (ebd.) In ihrem Buch: Degen, Bethel (wie Anm. 54), S. 82, nennt Barbara Degen als Daten für Marie Heusers Zeit als Vorsteherin fälschlicherweise 1903–1947 und schreibt ebenfalls unzutreffend: „auch im Vorstand der Stiftung Sarepta war in der NS-Zeit keine Frau vertreten.“ Der Beleg, den Degen a.a.O., Anm. 123, dafür anführt, bezieht sich auf den Bethelvorstand.

¹⁴⁵ Zu Wilhelm Brandt s. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 3), S. 55 Nr. 716.

¹⁴⁶ Brandt, Freiheit in Verantwortung (wie Anm. 144). Brandt kannte beide Vorsteherinnen persönlich sehr gut aus seiner langjährigen Tätigkeit in Bethel. Vgl. Laube, Irene: Pastor D. Wilhelm Brandt, Vorsteher der Westfälischen Diakonissenanstalt Sarepta, Bethel 1994.

Krisenjahre am Ende der Weimarer Republik und die Zeit der Machtübernahme der Nationalsozialisten. In den Quellen aus dieser Zeit, die oben in den Abschnitten 2.1 bis 2.4 ausgewertet worden sind, kommt der Name Marie Heuser nicht vor. Die recht umfangreiche Sammlung von Briefen der Mutterhausleitung an die Schwestern aus den Jahren 1931 bis 1934¹⁴⁷ enthält nur fünf Briefe von Marie Heuser, die sie zusammen mit ihrer Stellvertreterin, Schwester Mathilde Arps, verfasst und als Neujahrsgruß regelmäßig im Januar verschickt hat. Einen relativ breiten Raum nahm in diesen Briefen das Gedenken an die namentlich genannten kranken und verstorbenen Mitschwestern ein. Ebenso wurden frohe Ereignisse im Mutterhaus geschildert, zum Beispiel positive Entwicklungen in den einzelnen Arbeitsgebieten und Stationen sowie ganz persönlich die jährlichen Geburtstagsfeiern für Schwester Marie und Schwester Mathilde am 16. und 20. Januar – und dies mit großem Dank an die Schwestern und an Gott verbunden.



Abb. 5: Marie Heuser (1866–1947)
Hauptarchiv Bethel Sar 7 93 a

¹⁴⁷ HAB Slg. „Schwesternbriefe“ 1930–1934.

In ihren vier zwischen 1931 und 1933 verfassten Briefen¹⁴⁸ hat Marie Heuser regelmäßig in wenigen Sätzen „die Not und Sorge um unser Volk“, die „dunkle Zeit“ und „bedrückende Lage unseres Vaterlandes“ erwähnt und die Schwestern gebeten, „noch treuer in Bitte und Fürbitte für unser schwer heimgesuchtes Volk und Vaterland [zu] werden und [sich] in festem und gewissem Glauben an Ihn [Gott] zu halten.“¹⁴⁹ Wie Erich Meyer in seinem Pfingstbrief 1933¹⁵⁰ hat sie noch in ihrem Neujahrsbrief vom 25. Januar 1934 die nationalsozialistische Machtübernahme mit religiösem Pathos begrüßt:

„Als wir im vorigen Jahr im Januar unseren Gruß an Euch, Ihr lieben Schwestern, hinaus sandten, standen wir unter dem besonderen Druck schwerer Notzeit, bis der 30. Januar und die folgenden Monate uns die große vaterländische Erhebung brachten, auf die wir jetzt mit Dank gegen Gott zurückblicken. Es hat einmal jemand gesagt, ‚wenn Gott die Welt segnen und ihr helfen will, dann schickt er ihr einen großen Mann‘. Und das hat er auch hier getan und unserem Lande den Reichskanzler gegeben, den er zum Segen desselben erhalten und ihn täglich mit Kraft und Weisheit ausrüsten wolle für sein schweres Amt.“¹⁵¹

Auch Vorsteherin Marie Heuser teilte also uneingeschränkt die Zustimmung zum neuen Regime und insbesondere zu Hitler, wie sie im konservativen protestantischen Bürgertum, aus dem sie stammte, weit verbreitet war. Die politische Einstellung der Mutterhausleitung, die auf diese Weise den Schwestern vermittelt wurde, hat bei diesen allerdings unterschiedliche Reaktionen ausgelöst, wie noch zu zeigen sein wird.

Als Marie Heusers Nachfolgerin im Amt der Vorsteherin wurde am 2. Dezember 1934 ihre Halbschwester Anna Heuser eingeführt. Beide waren nach Abschluss ihrer Schulzeit von ihrer Tante Emilie Heuser, der ersten Vorsteherin Sareptas, nach Bethel eingeladen worden und entschlossen sich nach wenigen Jahren, in das Mutterhaus einzutreten. Wie bei ihrer Vorgängerin blieb auch Anna Heusers Wirken in der NS-Zeit ganz im Hintergrund – Vorträge zur Lage des Mutterhauses und zu politischen Fragen hielten auf den Herbstkonferenzen ausschließlich Erich Meyer und Paul Kirschsieper, und die Jahresberichte erstellte ebenfalls der Vorsteher. Inwieweit er diese in Absprache mit der Vorsteherin vorbereitet hat, ist nicht dokumentiert. Als ein kleiner Hinweis darauf mag

¹⁴⁸ Ebd. Briefe vom 23. Januar 1931, 1. Dezember 1931, 21. Januar 1932 und 26. Januar 1933 (ohne Seitenzählung).

¹⁴⁹ Ebd.

¹⁵⁰ S. o. Anm. 13.

¹⁵¹ Brief vom 25. Januar 1934 (wie Anm. 147).

Zur Geschichte der Westfälischen Diakonissenanstalt Sarepta

zu verstehen sein, dass er verschiedentlich in seinen Vorträgen Wendungen wie „wir in der Mutterhausleitung“ benutzte.¹⁵²

Ähnlich verhielt es sich auf der Ebene der drei Bezirke Sareptas, deren Leitung in den Händen der drei Bezirkspastoren und der vom Schwesternkonvent gewählten drei Bezirksschwestern lag. Auch hier waren es ausschließlich die Pastoren, die im Rahmen der Herbstkonferenzen und des umfangreichen Jahresberichts für 1935 über ihre jeweiligen Bezirke berichteten.¹⁵³ Eine Ausnahme bildete das Referat über die „Reichsfachschaft deutscher Schwestern und Pflegerinnen“, das Schwester Lydia Bonhagen auf der Herbstkonferenz 1933 hielt. Anna Heuser, obwohl seit 1930 Bezirksschwester und auf Vorschlag des Mutterhauses zur „Gauschwester“ ernannt, ließ ihr als Referentin den Vortritt.¹⁵⁴



Abb. 6: Anna Heuser (1879–1974)
Hauptarchiv Bethel Sar 7 101 a

¹⁵² HAB Sar 1, 1799, Abschrift von Erich Meyers Referat „Über unsere Lage“, gehalten auf der Herbstkonferenz 1932, S. 4.

¹⁵³ Jahresbericht 1935 (wie Anm. 62), S. 13-17.

¹⁵⁴ S. o. Abschnitt 2.2, Anm. 34.

Als Vorsteherin setzte Anna Heuser die Tradition fort, zu jedem Jahresbeginn einen längeren Brief an die Schwestern zu richten. Auch ihr war die Schilderung der Geburtstagsfeiern und Festtage sehr wichtig, da sie das Zusammengehörigkeitsgefühl und die Gemeinschaft der Schwestern stärkten, und sie erwähnte die zahlreichen Konferenzen und Tagungen im Mutterhaus. 1936 erinnerte sie besonders an „einschneidende Erlebnisse“ im vorhergehenden Jahr, womit sie auf die Kündigung bzw. Schließung einer Anzahl von Stationen angespielt haben dürfte. Auch solche bedrückenden Ereignisse wurden, das war typisch für Schwester Anna, immer mit „Dank für Gottes treue Durchhilfe“ verbunden.¹⁵⁵ Anlässlich des Kriegsbeginns im September 1939 schrieb sie am 5. Oktober 1939 einen zweiten Brief an die Schwestern „wegen der besonderen Zeit der Spannung und Ungewissheit.“ Fürbitte und Gemeinschaft seien jetzt besonders wichtig, und ebenso das Gedenken an die Mitschwester und deren Familien, die „Nachricht vom Heldentod eines Angehörigen bekommen“ hätten: „Wir wissen“, so Schwester Annas frommer Trost am Ende des Briefes, „daß alles, was geschieht, aus der Hand unseres Gottes kommt“.¹⁵⁶ Dies war gewiss ihre ehrliche Glaubensüberzeugung, die jedoch eine Auseinandersetzung mit den politischen Geschehnissen gänzlich vermissen lässt.

Ähnlich ist der Tenor der Briefe, die Anna Heuser während der Kriegsjahre an die Schwestern richtete. Mit spürbarer Erschütterung berichtete sie 1943 und 1944 von den schweren Bombenangriffen, die auch Sarepta trafen. Der Tod dreier junger Mitschwester und die fast vollständige Zerstörung des Mutterhauses waren die wohl traurigsten Nachrichten, die sie mitteilen musste.¹⁵⁷ Doch auch angesichts dessen schrieb sie, „nun hat Gott seine Hand auch auf uns gelegt. Wir beugen uns vor ihm und ehren seinen heiligen Willen.“¹⁵⁸ Diese Grundeinstellung Anna Heusers ist auch in ihrem Redebeitrag anlässlich der Jubiläumsfreizeit im Oktober 1941 deutlich zu erkennen, obwohl davon nur eine knappe Gliederung auf dem Programmblatt überliefert ist. Damals sprach sie über „Die rechte Amtsführung“ und sah diese in erster Linie im persönlichen „Gebetsleben“, in „Bitte, Anbetung, Fürbitte und Danksagung“ begründet.¹⁵⁹

Wilhelm Brandt wies in seinem Portrait von Schwester Anna darauf hin, dass sie in den Jahren des Kirchenkampfes „innerlich“ auf der Seite der Bekennenden Kirche gestanden habe. Das „Barmer Bekenntnis“ sei

¹⁵⁵ HAB Slg. „Schwesternbriefe“ 1935–1939, vgl. die Briefe vom 12. März 1936, 25. Februar 1937, 25. Mai 1938, 16. Februar 1939 (ohne Seitenzählung).

¹⁵⁶ Ebd., Brief vom 5. Oktober 1939.

¹⁵⁷ Brandt (wie Anm. 144), S. 85–88.

¹⁵⁸ A.a.O., S. 87.

¹⁵⁹ HAB Sar 1, 1755, Jubiläumskonferenz 8.–11. Oktober 1941.

ihr, wie er aus vielen persönlichen Gesprächen habe entnehmen können, „aus der Seele gesprochen“. In vielen Fällen habe sie in eigener Verantwortung die Räume Sareptas für Veranstaltungen der Bekennenden Kirche zur Verfügung gestellt. Gleichzeitig stellte die Mutterhausleitung die Sarepta-Schule aber auch häufig für Veranstaltungen der NSDAP zur Verfügung, so dass das Gebäude in Bethel als das „braune Haus“ bekannt wurde, worüber sich Schulleiter Dr. Metzenthin bei Friedrich von Bodelschwingh beschwerte.¹⁶⁰

Im Unterschied zur Diakonissenanstalt Frankfurt am Main beließ es das Mutterhaus Sarepta gemäß der Empfehlung des Kaiserswerther Verbandes bei der „innerlichen“ Hinwendung zur Bekennenden Kirche und wurde nicht Mitglied der Bekenntnisgemeinschaft in Bielefeld.¹⁶¹

3. Diakonissen Sareptas erinnern sich an die NS-Zeit

Im Mittelpunkt des zweiten Teils dieser Untersuchung soll die Frage nach der Lebens- und Arbeitssituation der Sarepta-Schwestern während der NS-Zeit stehen. Das Quellenmaterial, das dafür zur Bearbeitung im HAB Sarepta-Archiv vorhanden ist und ausgewertet werden konnte, umfasst einige Briefe von Schwestern, die sich in Konfliktsituationen an die Mutterhausleitung gewandt haben. Konflikte, in die die Diakonissen in einigen Krankenhäusern gerieten, sind in den entsprechenden Krankenhausakten zum Teil ausführlich dokumentiert. Ein sehr anschauliches Bild von ihrer Arbeit in Patmos und Altkana geben die Berichte zweier Diakonissen, die dort während des Zweiten Weltkrieges arbeiteten und ihre Erinnerungen während ihres „Feierabends“ aufgeschrieben haben. Die umfangreichste Informationsquelle bilden jedoch Interviews, die Heide-Marie Lauterer-Pirner im Rahmen ihrer Dissertation über den Kaiserswerther Verband mit 14 Feierabendschwestern Sareptas im April 1985 in Bethel durchgeführt hat.¹⁶²

¹⁶⁰ Brandt (wie Anm. 144), S. 91. HAB Akte Nr. 14, Sareptaschule 1931–1949, Brief Metzenthins an Bodelschwingh vom 29. September 1934.

¹⁶¹ Lauterer, *Liebestätigkeit* (wie Anm. 4), S. 176f. Die Frankfurter Diakonissenanstalt, zu der 321 Schwestern gehörten, entschloss sich dagegen nach der Bekenntnissynode in Berlin-Dahlem im Oktober 1934, der Frankfurter Bekenntnisgemeinschaft beizutreten. Damit unterstützte das Mutterhaus diese auch finanziell und war bereit, alle Folgen, welche aus diesem Schritt erwachsen konnten, auf sich zu nehmen (a.a.O., S. 190).

¹⁶² Lauterer-Pirner (wie Anm. 4), S. 14. Die Tonbandaufzeichnungen dieser Interviews liegen vollständig transkribiert vor, konnten aber von Frau Lauterer-Pirner, die auch noch Diakonissen von elf weiteren Mutterhäusern interviewte, nach eigener Aussage auf Grund der Materialfülle nur sehr begrenzt ausgewertet werden.

In der Hoffnung, ein genaueres Bild vom Arbeitsalltag der Diakonissen in den Kranken- und Pflegehäusern Bethels und Sareptas während der NS-Zeit zu gewinnen, wurden auch die Personalakten mehrerer Hausmütter sowie mehrere Krankenakten von Diakonissen durchgesehen, die in den Kliniken Gibeon und Magdala behandelt wurden. Diese Quellen waren jedoch in Bezug auf Fragen nach Personalschlüssel, Ernährungslage, ärztlicher Betreuung usw. wenig ergiebig. Dasselbe gilt für die wenigen in Betracht kommenden Verwaltungsakten (Haus- und Stationsakten), die im Hauptarchiv Bethel eingesehen werden konnten. Zwei hochbetagte Diakonissen, die während des Krieges im Kinderkrankenhaus und in Gilead gearbeitet hatten, konnten bei einem Besuch im Haus Abendfrieden und im Frieda von Bodelschwingh-Stift in Bethel persönlich befragt werden.¹⁶³

Bei den Quellen, die zur Bearbeitung der oben skizzierten Fragestellung ausgewertet werden konnten, handelt es sich also vorwiegend um persönliche Aussagen von Frauen, die als Diakonissen die NS-Zeit selbst erlebt haben und von ihrem Mutterhaus in einer Vielzahl von Arbeitsbereichen eingesetzt waren. Letzteres zeigt sich an der beachtlichen inhaltlichen Bandbreite ihrer Berichte. Solche Aussagen von Zeitzeuginnen haben als historische Quelle den außerordentlichen Vorteil, dass sie unmittelbar Erlebtes aus der zu untersuchenden Zeit oft sehr anschaulich und lebendig berichten. Quellenkritisch ist jedoch anzumerken, dass die hier ausgewerteten Berichte und Interviews erst Jahrzehnte nach den Geschehnissen aufgezeichnet worden sind. Erinnerungslücken sind dabei unvermeidlich. Ferner kann die mögliche Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit, können Lernprozesse, die zwischenzeitlich eventuell stattgefunden haben, sowie aktuelle Debatten in der Zeit, in der die Interviews stattgefunden haben, die Diakonissen in der Auswahl und Bewertung der geschilderten Ereignisse und Erfahrungen beeinflusst haben.¹⁶⁴

¹⁶³ Gespräch mit Schwester Paula Benschaid (* 1912) am 7. Oktober 2012 und mit Schwester Barbara von Richthofen (* 1921) am 15. Januar 2013.

¹⁶⁴ Die Interviews wurden 1985 durchgeführt, als in Bethel Ernst Klees Buch „Euthanasie im NS-Staat“ (s. Klee, Ernst: Euthanasie im NS-Staat. Die „Vernichtung lebensunwerten Lebens“, Frankfurt [Main] 1983) sowie ein von ihm in Bethel zu diesem Thema gehaltener Vortrag intensiv diskutiert wurden.

3.1 Wie haben die Diakonissen die Einstellung der Mutterhausleitung zur NS-Politik und deren Auswirkungen wahrgenommen und erlebt?

Wichtige Hinweise zur Beantwortung dieser Frage gibt ein Gespräch, das Heide-Marie Lauterer-Pirner am 18. April 1985 mit Schwester Annemarie Köttgen geführt hat.¹⁶⁵ Annemarie Köttgen (* 1908) hatte vor ihrem Eintritt in Sarepta die soziale Frauenschule in Bielefeld besucht, eine Einrichtung der Evangelischen Frauenhilfe. Bewusst hatte sie sich eine evangelische Schule gesucht und konnte dort die Ausbildung zur Kindergärtnerin und Fürsorgerin sowie einen katechetischen Kurs absolvieren. Bereits damals habe sie „Hitlers Kampf gelesen und schon contra gedacht“. Besonders das „positive Christentum“ sei ihr sofort fraglich gewesen, „weil da irgendwie das von den Juden auch erwähnt wurde, da konnte ich nicht mit.“ In der Familie habe sie mit ihren Ansichten wie auch mit ihrem christlichen Glauben allein gestanden. Ihr Wunsch, in Sarepta einzutreten, sei lange auf Unverständnis und Ablehnung gestoßen. Erst kurz vor seinem Tod habe der Vater dazu die Einwilligung gegeben, die das Mutterhaus auch bei volljährigen Töchtern verlangte. Am 26. April 1933 konnte Schwester Annemarie schließlich in Sarepta eintreten und war gleich sehr irritiert, dass Pastor Fritz von Bodelschwingh am 1. Mai einen Gottesdienst hielt. Sie habe sich nicht vorstellen können, worüber gepredigt werden sollte, sei dann aber getröstet gewesen, dass er über das Thema „Wir sind Gottes Mitarbeiter“ gesprochen habe.

Ein großes Problem war für sie, dass mittags alle Diakonissen des Mutterhauses am großen 1. Mai-Aufmarsch der NSDAP teilnehmen und hinter der Hakenkreuzfahne her marschieren mussten. Da habe sie mitgemacht, und darüber mache sie sich heute noch Gedanken. Ähnlich berichtete Schwester Barbara von Richthofen im persönlichen Gespräch, es sei ihre erste große Enttäuschung gewesen, als sie 1937 als junges Mädchen nach Bethel gekommen sei und erlebt habe, dass die ganze Anstalt bei der 1.-Mai-Feier mitgemacht habe, denn ihre Familie sei nicht nationalsozialistisch eingestellt gewesen.¹⁶⁶ Als sehr belastend empfanden Annemarie Köttgen und einige andere Schwestern den Hitlergruß, der im gesamten Anstaltsbereich 1933 offiziell eingeführt worden war und des-

¹⁶⁵ HAB Sarepta, Ordner „Interviews mit Schwestern“ (unverzeichnet). Zu den folgenden Aussagen von Annemarie Köttgen vgl. Lauterer-Pirner, Gespräch mit Schwester Annemarie Köttgen, Sarepta, Haus Abendfrieden, Bethel, 18. April 1985, Einzelgespräch, Transkription des Interviews, S. 1-3.

¹⁶⁶ Gespräch mit Barbara von Richthofen am 15. Januar 2013 im Frieda von Bodelschwingh-Stift in Bethel.

sen Gebrauch immer wieder angemahnt wurde – auch in Sarepta.¹⁶⁷ Sie habe zwar später nicht „Heil Hitler“ gesagt, aber doch die Hand gehoben. Dokumentiert ist die im Ton sehr bestimmte schriftliche Anweisung des Verwaltungsleiters in der Hauptkanzlei Bethel vom 24. August 1935, den Hitlergruß im Anstaltsbereich zu verwenden, und deren Weitergabe durch Erich Meyer an die Häuser Sareptas. Vorausgegangen war offenbar eine Beschwerde des Ortsgruppenleiters der NSDAP in Bethel/Gadderbaum, zugleich Bürgermeister des Ortes, „daß in letzter Zeit in besonderem Maße Anstaltsangehörige (Angestellte und Pfleglinge) durch Äußerungen oder durch ihr Verhalten in der Öffentlichkeit Maßnahmen der Staatsführung sabotierten.“¹⁶⁸ Der Verwaltungsleiter reagierte darauf mit den Worten, dass ein solches Verhalten keinesfalls gebilligt, „vielmehr als eine Verletzung staatsbürgerlicher Pflichten“ betrachtet werde.¹⁶⁹

Schwester Friederike Niemeier (* 1905) erinnerte sich an ihren Einsatz in Pommern 1943/1944: „Naja, wir wussten, wir mussten mit dem Deutschen Gruß grüßen, wer nicht grüßte, der war eben ein Verräter oder was, manches ‚Heil Hitler‘ ist mir auch zum Brandmal geworden im Gewissen, ja, man hat sich eben wirklich gefürchtet.“¹⁷⁰ Auch an den 30. Januar 1933, den Tag von Potsdam und an den 1. Mai 1933 konnte sie sich noch lebhaft erinnern und berichtete im Interview:

„Ich war 1933 in der Ausbildung im Kindergärtnerinnenseminar unseres Mutterhauses. Wir waren damals bei dem beginnenden Nationalsozialismus sehr begeistert, im Oberkursus hatten wir die Machtergreifung miterlebt, also den 30. Januar, über Rundfunk und so weiter, [...] und hier in Bielefeld waren auch Aufmärsche und dergleichen, und dann kam der 1. Mai, [da] sind wir fröhlich mitmarschiert, wir Sarepta-Schwestern, vor allem wir vom Kindergärtnerinnenseminar. Pastor von Bodelschwing hatte morgens den Gottesdienst in der Waldkirche gehalten, und hinterher waren wir in Bielefeld, um uns die Aufmärsche anzusehen, und nachmittags war eine große Kundgebung auf dem jetzigen Sportgelände, bei der Aufbauschule, wie wir’s damals nannten. Ja, das haben wir alles fröhlich mitgemacht, der Pastor Meyer sprach auch, auch ein Herr von der Partei – naja, also alles war sehr fröhlich und begeistert.“¹⁷¹

¹⁶⁷ HAB Sarepta, Ordner „Interviews mit Schwestern“ (unverzeichnet), Lauterer-Pirner, Einzelgespräch mit Schwester Christine Vahle, Sarepta, Bethel, 18. April 1985, Haus Abendfrieden, Transkription des Gesprächs, S. 2. Ferner: Lauterer-Pirner, Interviews mit Feierabendschwestern in Bethel, Mutterhaus Sarepta, 17. April 1985, Gruppe I: Schwester Friederike Niemeier, Schwester Luise Spethmann, Schwester Luise Kunert, Transkription des Gesprächs, S. 6 und S. 7.

¹⁶⁸ HAB Sarepta, Ordner „Material zur NS-Zeit“, Kurzprotokolle aus verschiedenen Akten (unverzeichnet).

¹⁶⁹ Ebd.

¹⁷⁰ Lauterer-Pirner, Interview Gruppe I (wie Anm. 167), S. 6.

¹⁷¹ A.a.O., S. 1.

Der Vormarsch der Deutschen Christen in Bielefeld und der beginnende Kirchenkampf habe ihre Begeisterung jedoch bald ein wenig gedämpft. Auch Schwester Erika Eppinger (* 1921) erinnerte sich, dass sie anfangs recht begeistert gewesen sei, zumal ihr Vater, der zwei Jahre arbeitslos gewesen war, 1934 wieder eine Anstellung bekommen habe. Die zunehmende Einschränkung der Jungchararbeit 1934 habe sie jedoch hellhörig gemacht, ebenso die Gespräche mit ihrem Konfirmator, einem bewussten Bekenntnispfarrer, und dann vor allem auch die immer deutlicher werdende Judenverfolgung, die sie im Bekanntenkreis ihrer Eltern miterlebt habe.¹⁷² Einige weitere Schwestern standen dem Nationalsozialismus von Anfang an skeptisch oder ablehnend gegenüber.¹⁷³

Besonders schlimm waren für Annemarie Köttgen die Hitlerreden, die sie im Mutterhaus zusammen mit vielen Schwestern in einem Raum anhören musste, wobei sie alle „mit erhobener Hand zeigen mussten, dass sie nicht gegen den Führer waren.“ Noch während des geführten Interviews¹⁷⁴ empfand sie den Zorn und die Enttäuschung, als an ihrem Einsegnungstag 1941 die für den Abend vorgesehene Ansprache von Pastor Fritz von Bodelschwingh wegen einer Hitlerrede vom Programm abgesetzt wurde. Auch manche Unterrichtsinhalte im kleinen Kursus und in der Krankenpflegeausbildung, die sie im Einzelnen nicht mehr zu benennen vermochte, bereiteten ihr Konflikte. Sie habe dem Mutterhaus gehorchen wollen, habe aber auch gesehen, „dass es schwierig ist in der jetzigen Politik“. Sie habe damals versucht, die als sehr zwiespältig erlebte Haltung der Mutterhausleitung zu verstehen. Pastor Meyer habe immer gesagt: „Ich bin für die ganze Schwesternschaft verantwortlich, die steht und fällt – und das hat uns auch immer zu schaffen gemacht, [...] was da geschehen ist, ist zu unserem Schutz geschehen.“ Dennoch habe sie immer eine „schreckliche Unruhe“ empfunden.

Etwas beruhigt sei sie gewesen, als ihr Pastor Lethaus die „Rote Karte“ (die Mitgliedskarte der Bekennenden Kirche) gegeben und damit signalisiert habe, wo er selbst stand. Darüber gesprochen worden sei allerdings nicht, jeder sei im Mutterhaus sehr vorsichtig gewesen. Als ein weiteres, für sie sehr erschütterndes Ereignis erinnerte Schwester Anne-

¹⁷² HAB Sarepta, Ordner „Interviews mit Schwestern“ (unverzeichnet), Lauterer-Pirner, Gespräch mit Schwester Erika Eppinger, Schwester Aenne Lauffer, Schwester Luise Georgi, Sarepta, 17. April 1985, Gruppe II, Transkription des Gesprächs, S. 3.

¹⁷³ A.a.O., S. 11f. Ferner: Lauterer-Pirner, Einzelgespräch mit Schwester Christine Vahle (wie Anm. 167), S. 2. Ferner: Lauterer-Pirner, Gruppengespräch mit Schwester Klara Fiedler, Schwester Marie Burkhardt, Schwester Martha Bischoff, Haus Abendfrieden, Bethel, 18. April 1985. HAB Sarepta, Ordner „Interviews mit Schwestern“ (unverzeichnet), Transkription des Gesprächs, S. 1, S. 13.

¹⁷⁴ Lauterer-Pirner, Einzelgespräch mit Schwester Annemarie Köttgen (wie Anm. 165), S. 2-4.

marie die Pogromnacht am 9. November 1938. Im großen Kursus im Mutterhaus habe man von oben die brennende Synagoge Bielefelds gesehen. Selbstkritisch bemerkte sie dazu im Interview: „Wir hätten ja als Kursus vielleicht schon sagen müssen, also wir sind tief erschrocken, das waren wir, aber wir haben nichts gegen Hitler gesagt! Nichts.“¹⁷⁵

Dieses Schweigen wurde offensichtlich auch von Schwester Henny Fischer als sehr belastend empfunden. In einem sehr persönlichen Brief schrieb sie am 5. April 1985 an Schwester Ulrike Knapp, dass sie sich mit ihrer ablehnenden Haltung zum Nationalsozialismus in Bethel einsam und fremd gefühlt habe. Sie sei entsetzt gewesen, als sie vor dem Haus Nazareth Brüder (Diakone der Bruderschaft Nazareth) in SA-Uniform gesehen habe. Im Kinderkrankenhaus, wo sie seit Ende 1935 gearbeitet habe, habe sie sich dagegen wohlgefühlt, dort habe sie keine Hand zu heben brauchen. Später im Deutschen Hospital in London habe sie sich wieder sehr allein gefühlt, wenn Mitschwestern begeistert Hitlerreden im Radio gehört hätten.¹⁷⁶

Auch andere Diakonissen haben in den Interviews mit Heide-Marie Lauterer-Pirner von nationalsozialistisch eingestellten Mitschwestern berichtet. In Erinnerung war ihnen Schwester Martha Nordkemper, eine Ärztin, die in der Inneren Abteilung mit Dr. Löhr zusammenarbeitete. Sie habe einen Kreis nationalsozialistisch interessierter Schwestern um sich versammelt, der sich regelmäßig getroffen habe. 1934 habe sie jedoch Sarepta verlassen und sei aus dem Mutterhaus ausgetreten.¹⁷⁷ Einen besonders gravierenden Fall schilderte Schwester Martha Lindner, die einen Teil des Anerkennungsjahrs nach ihrem Kinderpflegerinnenexamen bei Schwester Emma Schöler (* 1892) in einem Kindergarten in Hagen ableistete. „Schwester Emma“, so erinnerte sie sich, „war sehr befreundet mit zwei weiteren Diakonissen in Hagen: Schwester Rosa Stark und Schwester Frieda Hartmann. Alle drei waren Parteimitglieder (?) und pflegten sehr die Verbindung mit einigen Parteibossen.“¹⁷⁸ Dadurch, so Martha Lindner, sei ein Spannungsverhältnis zum Mutterhaus entstanden, das

¹⁷⁵ A.a.O., S. 4.

¹⁷⁶ HAB Sarepta, Ordner „Interviews mit Schwestern“ (unverzeichnet), Handschriftlicher Brief von Schwester Henny Fischer an Schwester Ulrike Knapp vom 5. April 1985, die im Auftrag der Mutterhausleitung ältere Diakonissen gebeten hatte, sich für Interviews mit Lauterer-Pirner zur Verfügung zu stellen, wozu sich Henny Fischer nicht in der Lage sah. Im „German Hospital“ in London arbeiteten seit vielen Jahren Sarepta-Diakonissen.

¹⁷⁷ HAB Sarepta, Ordner „Interviews mit Schwestern“ (unverzeichnet), Lauterer-Pirner, Interview mit Schwester Irene Laube, Schwester Aenne Lauffer, Schwester Luise Georgi, Schwester Christa Ronicke, Sarepta, 17. April 1985 abends, Gruppe III, Transkription des Interviews, S. 16.

¹⁷⁸ HAB Sarepta, Ordner „Interviews mit Schwestern“ (unverzeichnet), Schriftlicher Einzelbericht von Schwester Martha Lindner, Gibeon.

trotz der Proteste der örtlichen Parteifunktionäre schließlich zur Ablösung der drei Schwestern durch die Mutterhausleitung geführt habe. Über die interne Auseinandersetzung der Mutterhausleitung mit diesen drei Schwestern finden sich in den Quellen keine weiteren Hinweise. Martha Lindner hat allerdings noch in eindrücklichen Worten von der schweren Erkrankung, dem frühen Tod und der Beerdigung von Emma Schöler berichtet, die etwas von der Schwere des Konflikts erahnen lassen:

„Schw[ester] Emma Schöler war krank und musste mit einem schweren Krebsleiden nach Gilead gebracht werden. Sie starb früh, hatte aber bis zuletzt einen Hass gegen das Mutterhaus. Sie wollte keinen sehen und auch nicht ‚in Bethels Erde beerdigt werden‘. Auf ihren Wunsch wurde sie nach Hagen übergeführt, wo Pastor Kressel¹⁷⁹ sie beerdigte (ohne Talar!). Vom Mutterhaus aus nahm Pastor Tappenbeck in Zivil an der Beerdigung teil.“¹⁸⁰

Einen etwas versöhnlicheren Ton vermittelt dagegen ein sehr freundlicher Brief, den Vorsteherin Anna Heuser 1942 wenige Wochen vor Emma Schölers Tod an diese schrieb, ebenso die Trauerfeier, die mit den von ihr gewünschten Liedern und Bibeltexten in Sarepta für sie gehalten wurde. Erich Meyer schrieb den Angehörigen, dass wegen anderer Verpflichtungen leider kein Pastor des Mutterhauses zur Beerdigung Schwester Emmas nach Hagen kommen könne. Auf ihren besonderen Wunsch wurde sie dort (wie erwähnt) von Pfarrer Kressel, einem Deutschen Christen, beerdigt. Trotzdem seien (so wurde es in ihrer Personalakte vermerkt) viele Sarepta-Schwestern zu ihrer Beerdigung gekommen.¹⁸¹

3.2 Wie haben die Diakonissen auf die Konfrontation mit dem Nationalsozialismus in ihrer Ausbildung und ihren verschiedenen Arbeitsbereichen reagiert?

3.2.1 Erinnerungen aus der Ausbildungszeit

Schwester Emilie Luttmann (* 1902), die während der Kriegsjahre an der Krankenpflegeschule Sareptas unterrichtete, hat 1985 einen anschaulichen Einblick in die damalige Unterrichtssituation gegeben:

„1938 kam das für das ganze Reich gültige Krankenpflegegesetz. Erb- und Rassenkunde und -pflege waren als Unterrichtsfächer verankert. Schwes-

¹⁷⁹ Zu Paul Kressel s. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 3), S. 277 Nr. 3475.

¹⁸⁰ Martha Lindner, Schriftlicher Einzelbericht (wie Anm. 178).

¹⁸¹ HAB Personalakte Diakonisse Emma Schöler, Nr. 709. Die Briefe und die Trauerfeier in Sarepta sind in dieser Personalakte dokumentiert.

ter Auguste Mohrmann rief Vertreterinnen aller Mutterhäuser nach Berlin. Schw[ester] Käthe Hellmerichs und ich waren da. Schw[ester] Käthe hat ein ausführliches Registat geschrieben. (Akte: Krankenpflegeschule, Allg[emeines]). Noch durften wir uns die Unterrichtenden für diese Stoffe selbst suchen, später wurden sie bestimmt. Herr Studienrat Pätzold gab guten Unterricht, frei von nazistischen Tendenzen [...] Auch Herr Brandmeier, Bethel, war annehmbar. Erbkunde und -pflege wurde von uns unterrichtet. In innere Schwierigkeiten kamen wir immer wieder durch die Nürnberger Gesetze, und zwar dann, wenn die uns zudiktierten Dozenten ganz extrem waren. In einem Kursus hatte ich wiederholt widersprochen und bangte um meine Freiheit. Schwester Anna Heuser bat mich, nicht mehr so zu reagieren, um das Mutterhaus und mich selbst nicht zu gefährden. So kam es dann unter uns zum Nachgespräch. Belastend war es, wenn darauf angespielt wurde, daß so viele ‚erbgesunde‘ Schwestern unverheiratet blieben und auch nicht gewillt seien, ‚dem Führer ein Kind zu schenken‘. Je aussichtsloser Deutschlands Lage wurde, umso mehr wurde gedrillt, und die Partei nahm selbst die politische Prüfung ab. Sie zu bestehen, war Vorbedingung für das Krankenpflegeexamen. Doch eine politische Zuverlässigkeitserklärung bekamen die Schwestern nicht. Bei einer persönlichen Rückfrage im ‚Parteibüro‘ (die richtige Bezeichnung weiß ich nicht mehr) wurde mir geantwortet: ‚Glauben Sie denn, daß die Schwestern durch das Bestehen der Prüfung politisch zuverlässig sind?‘ Herr Regierungsmedizinrat Dr. Gersbach [der zuständige Dezernent im Regierungspräsidium in Minden] reagierte auf die fehlenden politischen Zeugnisse so: ‚Stellen Sie weiter unter Beweis, was die Diakonisse leistet‘ [...].“¹⁸²

Emilie Luttmann merkte am Ende ihres Berichts noch an, dass „Schwester Ilse Hermes damals um Ablösung als Unterrichtsschwester“ gebeten habe „aus Gewissensgründen“¹⁸³ – und damit ein deutliches Zeichen gesetzt habe.

Friederike Niemeier absolvierte von 1933 bis 1935 die Kindergärtnerinnenausbildung in Sarepta und erinnerte sich noch gut an den Staatsbürgerkundeunterricht, den Pastor Dietrich Bischoff erteilte, der das Seminar zusammen mit Schwester Caroline Börner leitete. „Es wurde uns nahe gelegt, machen Sie sich vertraut mit dem Buch ‚Mein Kampf‘, denn was wir so von den Prüfungen hören, wird danach gefragt, und wer Zitate aus ‚Mein Kampf‘ bringen kann, der hat Sicherheit durchzukommen. [...] Jedenfalls mußten wir auch weltanschaulich geschult werden.“ Pastor Bischoff, so ihre Überzeugung, habe ihnen „das doch in der rechten Weise nahegebracht.“¹⁸⁴ Die Vorbereitung auf die staatliche Prüfung sei

¹⁸² HAB Sarepta, Ordner „Interviews mit Schwestern“ (unverzeichnet), Schriftlicher Einzelbericht von Schwester Emilie Luttmann, Januar 1985.

¹⁸³ Ebd.

¹⁸⁴ Lauterer-Pirner, Interview Gruppe I (wie Anm. 167), S. 2.

für sie das eine gewesen, das andere, dass sie „in der Fürbitte hinter der Bekennenden Kirche [gestanden hätten], und wir hatten auch alle die Rote Karte“.¹⁸⁵ Offensichtlich empfand Schwester Friederike diese Sowohl-als-auch-Haltung, die sich ja auch im Kurs der Mutterhausleitung abzeichnete, nicht als belastend.

Schwester Luise Georgi (* 1910) nahm von 1935 bis 1938 an der Kindergärtnerinnenausbildung in Sarepta teil: „Von dieser Zeit kann ich nur sagen, daß wir auch die Schulungsstunden mitmachen mußten, obwohl wir ein Schwesternseminar waren [...] – da mußten wir uns die Reden von Hitler auch anhören – daß ich eines Tages empört aufstand und rausging und vor den anderen Mitschwestern – es waren ja alles Sarepta-Schwestern – sagte, ‚der Mann ist größenwahnsinnig, das kann man sich einfach nicht anhören‘ [...] und dann kam Schwester Caroline Börner hinter mir her und sagte, ‚Schwester Luise, so was können Sie denken, aber bitte sprechen Sie es nicht laut aus!‘ – das ist auch eine Diakonisse – also so vorsichtig [...]“¹⁸⁶ Auf die Frage der Interviewerin nach der Einstellung der anderen Schwestern antwortete sie wie schon Friederike Niemeier, daß die meisten zur Bekennenden Kirche gehört hätten, nur ganz wenige zu den Deutschen Christen. Verhältnismäßig wenige seien zu den NSV-Schwestern gegangen. Und diejenigen im Kreis von Dr. Martha Nordkemper und Dr. Löhr hätten sich „von einer anderen Seite“ den Mitschwestern verbunden gefühlt und ihnen nichts in den Weg gelegt, auch Dr. Löhr nicht.¹⁸⁷

Schwester Luise Spethmann (* 1906) trat 1935 in Sarepta ein und erinnerte sich noch gut an Studienrat Dr. Brandmeier von der Sareptaschule, der in der Krankenpflegeausbildung den politischen Unterricht erteilte:

„Der war so begeistert und hat uns alles Mögliche erzählt, was Hitler alles geschafft hat, da hatten wir uns früher nie drum gekümmert, weil wir ja lernen mussten. [...] Und eines schönen Tages kommt er an und sagt, wir haben die Ukraine eingenommen, jetzt ist Deutschland gesichert für alle Zeiten (das müsste 1941 gewesen sein), und da sagte er, die Ukraine, die ist ja die Kornkammer Russlands, und was wir noch alles davon kriegten, hat er uns aufgezählt, na und ich hörte mir das so an und dann sagte ich, ja[,] und Herr Doktor, wenn wir den Krieg verlieren? Oh ja, das war aber meine Überzeugung! Ich hab natürlich tüchtig einen auf den Deckel gekriegt, von der Schulleiterin, daß ich das gewagt hatte.“¹⁸⁸

Bei diesem Lehrer habe man (so Luise Spethmann) auch den „Völkischen Beobachter“ regelmäßig lesen und über ausgewählte Artikel im Unter-

¹⁸⁵ Ebd.

¹⁸⁶ Lauterer-Pirner, Interview Gruppe II (wie Anm. 172), S. 15f.

¹⁸⁷ A.a.O., S. 16.

¹⁸⁸ Lauterer-Pirner, Interview Gruppe I (wie Anm. 167), S. 12.

richt berichten müssen. Sie habe das Blatt gehasst, da es so einseitig die Partei verherrlicht habe.¹⁸⁹

Die hier geschilderten Beispiele zeigen, dass man in Sarepta auch in der Ausbildung der Schwestern eine offene Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus gescheut hat. Diakonissen, die wie Emilie Luttmann, Luise Georgi und Luise Spethmann Kritik an nationalsozialistischen Unterrichtsinhalten äußerten – unter anderem, weil sie wohl erspürten, dass diese ihrem Selbstverständnis als Diakonisse widersprachen – wurden von Anna Heuser bzw. Caroline Börner zurechtgewiesen und ermahnt, solches zu unterlassen, „um das Mutterhaus und [sich] selbst nicht zu gefährden.“¹⁹⁰

3.2.2 Erinnerungen aus der Jugendarbeit

Als besonders einschneidend mussten die Diakonissen die Veränderungen in der Jugendarbeit erfahren. Durch Vertrag mit Baldur von Schirach, dem Reichsjugendführer, hatte Reichsbischof Ludwig Müller im Dezember 1933 die evangelische Jugend geschlossen in die NS-Jugendorganisation der Hitlerjugend überführt.¹⁹¹ Auf der Gemeindegewesternkonferenz in Sarepta vom 26. bis 29. Mai 1934 referierte Schwester Margarete Gerlach über die „Neugestaltung der evangelischen Jugendarbeit“, die danach unumgänglich wurde; für die neue Arbeit galten nun folgende Grundsätze:

„1. Die Jugendarbeit ist nur noch Wortverkündigung.

2. Die Jugendarbeit geht jetzt von der Gemeinde aus.

Das letzte ist zu begrüßen, dadurch steht die Jugendarbeit nicht mehr neben, sondern in der Kirche. [...] Eine Verinnerlichung unserer Arbeit ergibt sich von selbst aus der Beschränkung auf die Wortverkündigung. Wir gehen einem Geisteskampf ohnegleichen entgegen. Wort, Sakrament und Bekenntnis stehen im Mittelpunkt.“¹⁹²

Im Anschluss an diese klare Positionierung in Richtung der Bekennenden Kirche machte sie konkrete Vorschläge, wie die Jugendlichen aktiv in die Kirchengemeinden eingebunden und die Bibelbesprechungen attraktiv

¹⁸⁹ Ebd.

¹⁹⁰ Emilie Luttmann, Schriftlicher Einzelbericht (wie Anm. 182).

¹⁹¹ Benad, Barmen (wie Anm. 6), S. 35.

¹⁹² HAB Slg. „Schwesternbriefe“, 1930–1934 (ohne Seitenzahl). – Wanderungen und Fahrten, Volkslieder, Volkstänze, Basteln und Laienspiel, traditionell wichtige Elemente der kirchlichen Jugendarbeit, waren nun verboten. Diese Aktivitäten waren ausschließlich der Hitlerjugend vorbehalten, die dadurch ihre Attraktivität für die Jugendlichen steigerte.

und jugendgemäß gestaltet werden könnten. Die Frage „werden wir die Jugend allein durch die Bibel anlocken“ solle trotz aller Einschränkungen niemanden beunruhigen, fügte sie hinzu.¹⁹³ Während der Kriegsjahre leitete Margarete Gerlach das Schülerinnen-Internat der Sareptaschule. Schwester Luise Georgi, die dort mit ihr zusammen arbeitete, erinnerte sich, dass Margarete Gerlach damals oft von der Gestapo vernommen worden sei. Einzelheiten konnte sie nicht mehr nennen, ihren Worten ist jedoch zu entnehmen, dass Margarete Gerlach offenbar die Spielräume genutzt hat, die das Internatsleben bot, um Jugendarbeit zu machen, und möglicherweise deswegen denunziert worden ist.¹⁹⁴

Auch von anderen Diakonissen ist überliefert, wie sie mit Zivilcourage und Einfallsreichtum die ihnen auferlegten Einschränkungen bei der Jugendarbeit zu umgehen versuchten. Schwester Erika Eppinger (* 1921), die nach ihrer Schulzeit von 1936 an in Bethel zunächst eine Verwaltungslehre absolvierte, schloss sich dem Jugendkreis an, den Schwester Lucy, eine Sarepta-Diakonisse, in Gadderbaum leitete. Nach Erika Eppingers Erinnerung habe Schwester Lucy 1939 eine Freizeit durchgeführt, an der sie und einige andere junge Frauen, die noch nicht 21 Jahre alt waren, nur mit Erlaubnisschein des BDM teilnehmen durften – eine Erlaubnis, mit der sie aber nicht rechnen konnten. Sie hätten versucht, das Verbot zu umgehen, indem sie sich als Einzelgäste im Westerwaldheim bei Altkirchen angemeldet hätten, was ohne BDM-Erlaubnis möglich gewesen sei. Doch seien das Haus und die Aktivitäten der Gruppe beobachtet worden. Zwei Tage vor dem Ende der Freizeit seien zwei Gestapo-Beamte erschienen und hätten nach der Leiterin der Jugendgruppe gefragt, die trotz Verbots gewandert sei und Fahrten gemacht habe.¹⁹⁵ Sehr anschaulich konnte Erika Eppinger im Interview schildern, was sie von diesem Verhör durch die Gestapo und den Folgen für Schwester Lucy und das Mutterhaus gehört hatte:

„Dann ist sie verhört worden von morgens um 9 Uhr bis nachmittags so um vier, kreuz und quer, was sie täte, wo sie herkäme, und ihre Einstellung zur Regierung und ob sie zur Bekenntnisgemeinde gehörte, und vor

¹⁹³ Ebd. – Aus einer kurzen Aktennotiz von Paul Kirschsieper vom 12. November 1934 geht hervor, dass Schwester Marie Dierksmeier 1934 zwölf Mädchen ihrer Jung-schar beauftragte, Einladungen für Bekenntnisversammlungen zu verteilen – 300 bis 600 Stück innerhalb von sechs Stunden! Der Ort und die Kirchengemeinde, in der Marie Dierksmeier arbeitete und sich eng der Bekennenden Kirche verbunden fühlte, werden in der Aktennotiz nicht genannt. In einer zweiten Aktennotiz vermerkte Kirschsieper am 1. Oktober 1936, dass Schwester Marias Jungschar von 70 bis 80 auf 30 bis 40 Mädchen reduziert sei, da diese fast jeden Abend vom BDM beansprucht seien. HAB Sarepta, Ordner „Interviews mit Schwestern“ (unverzeichnet).

¹⁹⁴ Lauterer-Pirner, Interview Gruppe II (wie Anm. 172), S. 16.

¹⁹⁵ A.a.O., S. 1f.

allen Dingen ihre Jugendarbeit, und bei der Rheinfahrt, ob wir da nur Kirchen besucht hätten, – nein hat sie gesagt, wir sind zwar in zwei Kapellen hineingegangen, aber wir haben einen Ausflug gemacht. Na, zwischen-durch hatten wir den Mut – also heute wundere ich mich darüber, da haben wir uns unter das Fenster gestellt, wir wußten, wo das war, und haben dann das ganze Lied gesungen: Herr, wir stehen Hand in Hand, und dann er [der Gestapo-Beamte] ein bißchen zynisch, ‚na, ist das Ihre Sorte?‘ [gefragt]. Da hat sie gesagt: Ja, das ist mein Mädchenkreis. Und weil wir nun aber soundso am nächsten Tag wegfahren wollten, hieß es, es wäre in Ordnung, was Weiteres würde sie hören. In Bielefeld ist sie sofort hin zu Herrn Pastor Meyer gegangen und hat das berichtet. Sie hat gedacht, bevor das wohl schriftlich gemacht wird – und dann ist er sofort zur Gestapo gegangen – Pastor Meyer war der damalige Vorsteher – er hat gesagt – ich hab ein bißchen diplomatisch sein müssen – es wäre vielleicht ein bißchen unüberlegt gewesen, aber die Schwester wäre doch sonst sehr korrekt und so. Na, jedenfalls, sie mußte dann noch zweimal dahin, und das Ergebnis war, daß sie dann bei der Gestapo unterschreiben mußte: ‚Ich bin nicht fähig, deutsche Jugend zu führen.‘ Und das Mutterhaus mußte sich schriftlich sofort verpflichten, sie in eine neue Arbeit zu tun, also von einem Tag zum anderen, wo sie nicht wieder in die Jugendarbeit kam. Dann ist sie Gemeindegeschwester geworden.“

Sie alle, so erinnerte sich Erika Eppinger, seien damals „als Jugendliche doch ziemlich schockiert“ gewesen, was sie „natürlich dann noch mehr zusammengeschlossen“ habe. Offenkundig blieb man auch in engem Kontakt mit Schwester Lucy, die mit ihnen offen über ihre Gestapo-Erfahrungen sprechen konnte.¹⁹⁶

Annemarie Köttgen berichtete aus ihrer Jugendarbeit in Lüdenscheid, die während der Kriegsjahre zu ihrer Tätigkeit als Gemeindegeschwester gehörte. Auch sie empfand das Verbot all dessen, was früher zur Jugendarbeit gehört hatte, als große Einschränkung, wusste sich jedoch zu helfen, indem sie die Kinder und Jugendlichen biblische Geschichten spielen ließ, Kanons mit ihnen sang oder gemeinsame Wanderungen von Lüdenscheid aus zu den vielen alten Kirchen in der Umgebung unternahm. Sie ermöglichte Bastelarbeiten, indem sie zu den kirchlichen Festen mit der Gruppe religiöse Symbole besprach, diese malen und daraus Karten gestalten ließ. Schwester Hanna Kraft, die Leiterin des Oberkurses in der Diakonissenausbildung, habe sie darin sehr unterstützt und auch mit Arbeitsunterlagen versorgt.¹⁹⁷

Ähnlich gestaltete auch Schwester Aenne Lauffer (* 1909) ihre Jugendarbeit in Wanne-Eickel, wo sie von 1939 bis 1947 als Gemeindegeschwester

¹⁹⁶ A.a.O., S. 2.

¹⁹⁷ Lauterer-Pirmer, Einzelgespräch mit Schwester Annemarie Köttgen (wie Anm. 165), S. 4, S. 8.

arbeitete. Sie erinnerte sich, dass sich auch im Krieg noch die Leiterinnen getroffen und eine große Jugendtagung in der Reinoldi-Kirche in Dortmund hätten organisieren können. Durch diese Arbeit seien sie „so richtig zusammengewachsen“.¹⁹⁸

Die Zusammenarbeit und der gegenseitige Erfahrungsaustausch unter den Mitschwestern, aber auch die Unterstützung aus dem Mutterhaus waren eine wichtige Kraftquelle für diese Schwestern, die unter schwierigen Bedingungen die evangelische Jugendarbeit in den jeweiligen Kirchengemeinden fortführten. In den Großstädten – mehr als in den Landgemeinden – waren sie dabei immer wieder Kontrollen durch die Gestapo ausgesetzt.

Im Herbst 1943 erreichte 20 Kindergarten- und Gemeindegewestern Sareptas ein unerwarteter Auftrag. Das Konsistorium in Münster hatte die Mutterhausleitung gebeten, Schwestern zur Betreuung evakuierter Kinder und deren Müttern aus Westfalen zur Verfügung zu stellen.¹⁹⁹ Zwölf von insgesamt 20 Diakonissen wurden daraufhin vom Mutterhaus nach Pommern entsandt, wo sie unter schwierigen Bedingungen in weit auseinanderliegenden Landgemeinden weitgehend auf sich allein gestellt waren. Sie sollten die Kinder und deren Mütter sammeln und ihnen Katechismus- und Konfirmandenunterricht erteilen, da nur noch wenige Pfarrer zur Verfügung standen.²⁰⁰

Friederike Niemeier und Klara Fiedler haben im Interview ausführlich über ihren Pommerneinsatz berichtet. Schwester Klara erinnerte sich besonders an ein Treffen während der Sommerferien 1944, zu dem sie viele der evakuierten Kinder mit ihren Müttern nach Plathe, ihrem Wohnort in Pommern, eingeladen hatte. Das Treffen musste sie abrupt abbrechen, da für sie ein Gestellungsbefehl (eine Einberufung) zum „freiwilligen Osteinsatz“ im Pfarrhaus einging. Trotz ihrer Einwände, dass allein von der Mutterhausleitung über ihren Arbeitsplatz entschieden werden dürfe, musste sie der Einsatzleitung Folge leisten. Sie wurde zur Schanzarbeit eingeteilt und später wegen des großen Pflegekräftemangels mit der Pflegedienstleitung eines Behelfsazaretts betraut. Klara Fiedler gelang im Oktober 1944 die Rückkehr nach Bethel und zu ihrer Gemeinde nach Hagen, wo sie während der schweren Bombenangriffe die Verletz-

¹⁹⁸ Lauterer-Pirner, Interview Gruppe III (wie Anm. 177), S. 2. Vgl. auch HAB Sarepta, Ordner „Interviews mit Schwestern“ (unverzeichnet), Brief (Auszug) von Schwester Hanna Kocks aus Dortmund-Kuckelke an Vorsteherin Anna Heuser am 8. Dezember 1938: „Vorgestern sind Pastor Brandt, unsere Gemeindegewestern und ich von der Stapo vernommen worden. Wir hatten mit der Jugend Volkslieder (!) gesungen. Das ist ja streng verboten! [...]“

¹⁹⁹ Lauterer-Pirner, Interview Gruppe I (wie Anm. 167), S. 5f.

²⁰⁰ Lauterer-Pirner, Gruppengespräch mit Klara Fiedler, Marie Burkhardt und Martha Bischoff (wie Anm. 173), S. 2-6.

ten im Bunker pflegte. Friederike Niemeier kehrte im März 1945 zusammen mit anderen Flüchtlingen zurück.²⁰¹

3.2.3 Erinnerungen aus der Gemeindekrankenpflege

Die häusliche Krankenpflege in der Gemeinde war neben der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen das wichtigste Tätigkeitsfeld der Gemeindegewestern. Dazu gehörten auch Hausbesuche und die Betreuung alter Menschen. Hier begegneten die Schwestern den unterschiedlichsten Personen, von überzeugten Nationalsozialistinnen bis zu Bekenntnischristen, und dies oftmals in krankheitsbedingten Krisensituationen. Sie erlebten die Auseinandersetzungen zwischen den Deutschen Christen und der Bekennenden Kirche in ihren Gemeinden hautnah. Ebenso wurden sie auch mit dem Schicksal jüdischer Gemeindeglieder konfrontiert.

Schwester Aenne Lauffer konnte sich an eine Familie erinnern, bei der sie Hausbesuche machte. Die Großmutter sei Jüdin gewesen und habe bei ihrer Enkelin gelebt. Die Familie sei „sehr in Ängsten um diese Großmutter, die nur noch in der Ecke saß und nichts mehr tun konnte“, gewesen. Sie habe sie dann immer getröstet und gesagt, „ich kann mir nicht denken, dass man sie holt.“ Doch als sie dann wieder zu Besuch gekommen sei, sei die Großmutter nicht mehr dort gewesen. Die Familie sei sehr traurig gewesen, habe nach dem Abtransport nichts mehr von der Großmutter gehört und einige Zeit später nur noch die Todesnachricht bekommen.²⁰²

Annemarie Köttgen wusste von einer Mitschwester zu berichten, die einen jüdischen Mann gepflegt habe, „der irgendwo abgeschirmt in einem Keller wohnte, und da hat eine andere Schwester Schmiere gestanden“, wenn die Mitschwester bei ihm gewesen sei.²⁰³ Sie selbst habe bei einer NS-Frauenschaftsleiterin gepflegt und sei da reichlich vorsichtig mit der Wahl ihrer Worte gewesen. „Ich glaube, ich habe mal versucht, ihr etwas Geistliches zu sagen, aber ich war dann – ich bin an sich ein ängstlicher Typ – nicht tapfer genug gewesen“, erinnerte sie sich im Interview selbstkritisch.²⁰⁴

Auch Hanna Kocks hatte versucht, bei der Pflege einer schwer krebserkrankten Frau als Diakonisse ihren seelsorgerlichen Auftrag wahrzunehmen, und war dabei mit Antisemitismus konfrontiert worden. In einem

²⁰¹ Lauterer-Pirner, Interview Gruppe I (wie Anm. 167), S. 5f.

²⁰² Lauterer-Pirner, Interview Gruppe II (wie Anm. 172), S. 5.

²⁰³ Lauterer-Pirner, Einzelgespräch mit Schwester Annemarie Köttgen (wie Anm. 165), S. 5f.

²⁰⁴ A.a.O., S. 6.

Brief an Anna Heuser zu Weihnachten 1936 schrieb sie aus Dortmund-Kuckelke:

„Seit Wochen pflege ich eine schwer krebskranke Dame. Ich habe ihr auf ihre Frage hin offen gesagt, um was es sich bei ihr handele. Bei einem ernstem Gespräch über die letzten innersten Fragen antwortete sie mir: ‚Dieser Jesus war Jude und alles Unheil kommt von den Juden‘ – da blieb nur noch die Fürbitte übrig [...]“.²⁰⁵

Aenne Lauffer erinnerte sich noch deutlich an die Folgen der Pogromnacht am 10. November 1938 in Wanne-Eickel. Als sie morgens in die Gemeinde gegangen sei, sei sie an einem Bettengeschäft vorbeigekommen, vor dem unter den Augen einer Volksansammlung die jüdische Inhaberin die Scherben der in der Nacht zertrümmerten Schaufenster zusammengesucht habe und von Hitlerjungen bespuckt worden sei:

„[...] Und so wie ich nun einmal bin, da wollte ich denen sagen – hört mal, so geht’s ja nicht. Ich hatte es aber noch nicht ausgesprochen, da zog mich eine Frau am Kleiderzipfel und sagte – sind sie still, verschwinden sie hier, machen sie, daß sie hier wegkommen, nun ja, so hat man oft ganz nahe davor gestanden, und weil man ja auch einfach da nicht mitkonnte, hat man doch oft was gesagt, [...] aber ich bin auch immer durchgekommen. Man wußte ja manchmal auch [nicht] in den Familien – sind die nun echt oder sind die nicht echt – Aber man war eben ein bißchen vorsichtig und hat sich erst vorgetastet.“²⁰⁶

Besonders gravierend erlebte Aenne Lauffer in Wanne-Eickel die Spaltung der Kirchengemeinde, in der sie arbeitete, in Deutsche Christen und Bekenntnisgemeinde. Das Presbyterium war nach dem Tod einiger Presbyter, die zur Bekenntnisgemeinde gehört hatten, deutschchristlich dominiert. Zwei der drei Pfarrer waren ebenfalls überzeugte Deutsche Christen, der dritte, ein Bekenntnispfarrer, stand kurz vor dem Ruhestand. Aenne Lauffer berichtete, dass sie und Klara Fiedler anfangs die Gottesdienste dieser beiden Pastoren, in deren Bezirken sie eingesetzt gewesen seien, besucht hätten, dies dann aber aus Gewissensgründen nicht mehr hätten tun konnten. Daraufhin habe das Presbyterium ihren Vertrag bei Sarepta gekündigt, und sie hätten ihre Wohnungen im Gemeindehaus umgehend verlassen müssen. Doch zu ihrer großen Freude hätten sich der Bruderrat und die ganze Bekenntnisgemeinde in Wanne-Eickel bei der Mutterhausleitung dafür eingesetzt, dass sie bleiben konnten, womit diese sich einverstanden erklärt habe. Gemeindeglieder hätten die beiden Schwestern zunächst bei sich aufgenommen, bis eine geräumi-

²⁰⁵ Brief (Auszug) von Schwester Hanna Kocks an Anna Heuser, Dezember 1936 (wie Anm. 198).

²⁰⁶ Lauterer-Pirner, Interview Gruppe II (wie Anm. 172), S. 9.

ge Wohnung für sie gefunden worden sei, wo sie dann sogar auch ihren Mädchenkreis hätten weiterführen können. Für die gesamten Kosten ihrer Arbeit und ihres Unterhalts sei die Bekenntnisgemeinde aufgekommen, in der regelmäßig für sie gesammelt worden sei und in der sie nun ausschließlich ihre Hausbesuche und Krankenpflege gemacht hätten.²⁰⁷

Ihre bisherige Station in der Kirchengemeinde sei mit Diakonissen aus dem Mutterhaus der Gemeinschaftsschwestern besetzt worden. Dieses habe ebenfalls zum Kaiserswerther Verband gehört, habe aber mit seinem Leiter Pastor Krawielitzki den Deutschen Christen sehr nahestanden. Diese Schwestern hätten (so die Erinnerung Aenne Lauffers) das Parteiabzeichen oben auf dem Kragen getragen. Für sie sei dieses Nebeneinander eine bittere Erfahrung gewesen: Es wäre „für uns nicht so schwer gewesen, wenn es nun braune [NSV-]Schwestern gewesen wären.“²⁰⁸ In lebhafter Erinnerung waren Aenne Lauffer noch die Schikanen, denen die Bekenntnisgemeinde durch das deutsch-christliche Presbyterium und dessen Pastoren ausgesetzt gewesen sei. So habe man in großer Anzahl oft vor verschlossenen Kirchentüren gestanden, wenn man dort Bekenntnisversammlungen und Gottesdienste habe abhalten wollen. Zu Fuß habe man ins Nachbardorf Crange ausweichen müssen, wo ein Bekenntnispfarrer Dienst getan habe. Dessen Gottesdienste seien regelmäßig bespitzelt worden, was ihm mehrere Gestapo-Verhöre in Bochum eingebracht habe.²⁰⁹ „Aber [er ist] immer wieder zurückgekommen – man konnte ihm nichts anhaben.“²¹⁰

So hat Aenne Lauffer im Interview detailliert die für sie wichtigen Erlebnisse und Erfahrungen während des Kirchenkampfes vor Ort in Wanne-Eickel geschildert, dessen Auswirkungen auf ihre Arbeit als Gemeindegewerterin und auf das Engagement überzeugter Bekenntnispfarrer. Dabei ist sie allerdings nicht auf die politischen Hintergründe des Kirchenkampfes eingegangen. Durchaus im Einklang mit der Mutterhauslei-

²⁰⁷ A.a.O., S. 6.

²⁰⁸ A.a.O., S. 6f., S. 11.

²⁰⁹ A.a.O., S. 7f.

²¹⁰ A.a.O., S. 8. – Zwar nicht in demselben Ausmaß wie in Wanne-Eickel gab es auch starke Auseinandersetzungen mit den Deutschen Christen in Bochum-Wiemelhäusen und Bochum-Hordel, wo man ebenfalls versuchte, die dortigen Sarepta-Schwestern aus der ihnen übertragenen Arbeit hinauszudrängen. Auch hier wurde eine der Schwestern von der Bekenntnisgemeinde übernommen, wie Hübner in seinem Bericht auf der Herbstkonferenz am 2. September 1935 über die Lage im Bezirk II (Industriegebiet) erwähnte. Lobend hob er hervor: „Unsere Schwestern haben sich tapfer durchgeschlagen. Die klare Linie, die sie innegehalten haben, hat sich bewährt.“ Ferner erwähnte er, dass in Wanne-Eickel außer Aenne Lauffer und Klara Fiedler drei weiteren Schwestern gekündigt worden war, von denen jedoch zwei von der Kruppschen Zeche übernommen wurden. HAB Sar 1, 1799, Herbstkonferenz 1935, Abschrift des Berichts von Pastor Hübner am 2. September 1935, S. 1.

tung hat sie damals die Auseinandersetzung zwischen der Bekennenden Kirche und den Deutschen Christen als eine rein innerkirchliche interpretiert.

Allein Schwester Luise Kunert (* 1912) hat rückblickend versucht, ihre damalige Einstellung zu Politik und Kirche etwas näher zu beschreiben:

„[...] man hörte nur auch zwischendurch von den Briefen vom Bischof von Galen, das ist alles so durchgesickert, aber was es so richtig auf sich hatte, politisch, das haben wir damals noch nicht erfaßt. Wir haben also, trotz der Bekennenden Kirche, [des Kirchenkampfes] – also das hießen wir nun nicht gut, daß es nun so lief – doch die Hoffnung gehabt, daß politisch alles andere ordentlich verlaufen würde, also eine Trennung von Kirche und Staat kann man sagen, das gibt es ja manchmal, der Staat kann ja trotzdem noch in Ordnung sein, in den äußeren Dingen, und darum haben wir eigentlich keine Kritik geübt am übrigen Staat, das haben wir erst mal so hingenommen.“²¹¹

3.2.4 Erinnerungen an die Arbeit in Vertragskrankenhäusern Sareptas

Aus dem Bereich der Pflege in den zahlreichen Vertragskrankenhäusern Sareptas in Westfalen und darüber hinaus liegen in den Akten des Sarepta-Archivs nur ganz vereinzelt Äußerungen von dort arbeitenden Schwestern vor. Dort, wo es während der NS-Zeit zu Spannungen und Konflikten mit den kommunalen, seltener mit den kirchlichen Trägern kam, fanden diese ihren Niederschlag in den Verwaltungsakten des jeweiligen Krankenhauses sowie in den Berichten und Korrespondenzen der zuständigen Bezirkspastoren des Mutterhauses, die den Kontakt zu den Schwestern vor Ort hielten.

Die Hauptursachen für diese Auseinandersetzungen waren die zunehmende Einflussnahme der NSV und vor allem deren Wunsch, in den kommunalen Krankenhäusern wie zum Beispiel in Herford, Lübbecke, Vermold, Minden und Hagen NSV-Schwestern in den bestehenden bzw. neu einzurichtenden Krankenpflegeschulen auszubilden und sie anschließend in diesen Häusern zu beschäftigen. Aber auch das aggressive Auftreten der Obleute der Deutschen Arbeitsfront (DAF) unter den Krankenhausangestellten sowie die Einflussnahme der örtlichen deutschchristlichen Pfarrer auf die Krankenhausseelsorge führten immer wieder zu Spannungen und brachten die Schwestern in Gewissenskonflikte.

Die Zahl der Krankenhäuser, in denen Sarepta-Schwestern arbeiteten, hielt sich mit 37 bis 38 Stationen bis Ende 1938 relativ konstant. Die Kündigung der Einsätze in den Krankenhäusern in Werdohl, Gevelsberg und

²¹¹ Lauterer-Pirner, Interview Gruppe I (wie Anm. 167), S. 8.

Lüdenscheid wurde durch die Übernahme des Krankenhauses in Höxter und des Hauses Dothan in Bethel ausgeglichen. Ein Einschnitt erfolgte 1939, als die Häuser in Vermold, Lübbecke und Minden an die NSV übergeben werden mussten und einige weitere nur noch als Altersheime weitergeführt werden konnten. So wurden am 31. Dezember 1939 noch 30 Krankenhäuser in der Statistik geführt, in denen 470 Diakonissen und 259 Verbandsschwwestern tätig waren.²¹² Diese Anzahl blieb bis zum Ende des Krieges konstant, wohl weil weitere an sich geplante Übernahmen seitens der NSV durch die Kriegsereignisse verhindert wurden.²¹³

Aus dem Umfeld des Krankenhauses in Herford erfuhr die Mutterhausleitung bereits 1934 von Bestrebungen der NSV, das Krankenhaus zu übernehmen. Dies wurde jedoch vom damaligen Oberbürgermeister verhindert, „vermutlich, weil die Sarepta-Schwwestern billiger waren.“²¹⁴ Im Januar 1938 fanden dann jedoch Verhandlungen mit der NSV statt, die darauf abzielten, NSV-Schülerinnen in die Krankenpflegeschule aufzunehmen, in der bisher ausschließlich Helferinnen von Sarepta ausgebildet worden waren. Das Mutterhaus tat sich mit dieser Entwicklung sichtlich schwer und versuchte, den Einfluss der NSV soweit wie möglich zu begrenzen. So wurde vereinbart, dass in jedem Kurs zusätzlich zu den Bewerberinnen aus Sarepta nur sechs NSV-Schülerinnen aufgenommen werden konnten, dass diese getrennt von den übrigen Schwestern wohnen und auch im Krankenhaus ihren eigenen Ess- und Aufenthaltsraum haben sollten.

Jegliche Propaganda und Werbung, die von Seiten der NSV-Schülerinnen befürchtet wurde, hatte zu unterbleiben. Im Krankenhaus wurden diese einzeln auf verschiedenen Stationen eingesetzt und unterstanden der vorstehenden Schwester und den Stationsschwwestern. Außerdienstlich wurden sie von ihrer eigenen Leiterin betreut. Otto Lethaus, der zuständige Bezirkspastor, hatte mit den Sarepta-Schwwestern die neue Situation eingehend besprochen. Positiv wirkte sich aus, dass sich die Leiterin der NSV-Schülerinnen „gut einfügte“ – zum Leidwesen des Gauleiters, dem sie nicht „stramm und fanatisch“ genug war.²¹⁵

Dennoch muss es immer wieder zu Schwierigkeiten zwischen der Vorsteherin, Schwester Ella Dreger, und der NSV gekommen sein, denn

²¹² 1939 gründete der Kaiserswerther Verband die sogenannte Verbandsschwwesternschaft, der die bisherigen Freien Hilfsschwwesternschaften beitreten konnten. Damit sollte unter anderem eine Abwanderung der Freien Hilfsschwwestern zur NSV vermieden werden. Vgl. Winkler, *Diakonische Schwestern* (wie Anm. 115), S. 135f. Zum Verhältnis der Verbandsschwwestern zu den Diakonissen s. a.a.O., S. 137f.

²¹³ HAB Sarepta, Ordner „Material zur NS-Zeit“, Krankenhäuser (unverzeichnet), hier: Überblick über „Die Situation der Krankenhäuser in den Jahren 1933–1945“, S. 1.

²¹⁴ HAB Sarepta, Ordner „Material zur NS-Zeit“, Krankenhäuser (unverzeichnet), hier: Herford Kreis- und Stadt Krankenhaus, Aktenauszüge.

²¹⁵ Ebd.

in einer Sitzung, die Ende 1943 im Krankenhaus stattfand, wurde sie von NSV-Kreisleiter Nolting direkt angegriffen. Er sprach von einer „Pestbeule“ im Krankenhaus, die entfernt werden müsse und auch auf seine Veranlassung hin entfernt werde. Näheres ist in den Akten über diesen Vorgang jedoch nicht dokumentiert. Bekannt ist, dass die NSV immer wieder versuchte, die Zahl ihrer Schülerinnen in den Kursen zu erhöhen und die Prüfungen vorzuverlegen, damit möglichst schnell viele Schwestern ausgebildet wurden – Bestrebungen, denen Lethaus jedoch entgegengetreten konnte. Bemühungen der NSV-Gauleitung, das Krankenhaus ganz zu übernehmen, scheiterten unter anderem am Einspruch der Ärzte und des Vorstands, die die Sarepta-Schwestern behalten wollten. Das hinderte den Vorstand (möglicherweise auf Druck der NSV) jedoch nicht daran, zu beschließen, dass die alttestamentlichen Bibelworte, die in den Krankenzimmern aufgehängt waren, entfernt werden mussten,²¹⁶ was die Schwestern zweifellos in Gewissensnot brachte.

Über einen ähnlichen Vorfall berichtete am 29. Januar 1937 Schwester Lina Wienkamp (* 1878), die seit 1923 Vorsteherin des Städtischen Krankenhauses in Vermold war. Dort hatte der Kreisleiter der NSDAP in einem Schreiben an den Oberbürgermeister verlangt, die christlichen Kalender aus den Krankenzimmern zu entfernen, „da sie das nationalsozialistische Gedankengut sabotieren.“ Der Bürgermeister hatte das Schreiben an Schwester Lina weitergegeben. Sie und ihre Mitschwestern waren empört und sprachen darüber im Krankenhaus, so dass die Anordnung auch in der Stadt bekannt wurde und Empörung auslöste. Mit Genugtuung stellte Schwester Lina in ihrem Bericht fest: „Man merkt doch, wenn die Bevölkerung gegen etwas protestiert, das hilft doch am besten.“ Der Kreisleiter hatte aufgrund der Unruhe die Anordnung zurückgezogen.²¹⁷

Die meisten dieser kommunalen Krankenhäuser hatten sich ursprünglich in der Trägerschaft der Kirchengemeinden befunden und waren von diesen seit der Jahrhundertwende zu unterschiedlichen Zeitpunkten an die Kommunen übergeben worden, die Kirchengemeinden hatten sich jedoch ein Mitspracherecht im Vorstand sichern können. Der evangelische Charakter der Krankenhäuser blieb dadurch weitgehend erhalten und wurde von der Bevölkerung akzeptiert und geschätzt.²¹⁸ Doch auch in Vermold kam es schließlich zum Konflikt, als im Zuge einer Um- und Neubaumaßnahme am dortigen Krankenhaus im März 1939 bekannt wurde, dass bereits seit längerer Zeit Verhandlungen mit NSV-Schwes-

²¹⁶ Ebd.

²¹⁷ HAB Sarepta, Ordner „Material zur NS-Zeit“, Krankenhäuser (unverzeichnet), hier: Städtisches Krankenhaus Vermold, Aktenauszug.

²¹⁸ Ebd.

tern liefen und eine NSV-Krankenpflegeschule eingerichtet werden sollte. Als der Bürgermeister auf Nachfrage des Mutterhauses diese Pläne bestätigte, sprach Erich Meyer zum 30. März 1939 die Kündigung des Einsatzes der Diakonissen im Krankenhaus aus; die Übergabe erfolgte dann am 15. September 1939.²¹⁹

Die Vorgänge in Herford und Vermold können hier stellvertretend auch für die übrigen Krankenhäuser stehen, für die Sarepta bis Ende 1939 die Dienste kündigte, unter anderem auch, um einer Kündigung durch die Kommunen zuvorzukommen. Eine generelle Zusammenarbeit mit der NSV innerhalb eines Krankenhauses – nicht nur im Bereich der Krankenpflegeschulen, wo sie seit Oktober 1938 vorgeschrieben war – kam für das Mutterhaus nicht in Betracht. An dieser Stelle wurde eine klare Trennung vollzogen.

Als besonders belastend erlebten nicht nur die Gemeindeschwestern, sondern auch die Krankenhausschwestern Sareptas die Auswirkungen des Kirchenkampfes in Wanne-Eickel und Hagen. Sie sollen hier am Beispiel von Wanne-Eickel eingehender dargestellt werden. In seinem Bericht vom Dezember 1934 schilderte Herbert Hübner, der zuständige Bezirkspastor, in bedrückend anschaulicher Weise die Aktivitäten des deutschchristlichen Pfarrers Kurras²²⁰ im Evangelischen Krankenhaus in Wanne-Eickel:

„Pastor Kurras versucht nach wie vor, seine kirchliche Tätigkeit, auch die im Krankenhause, sehr propagandistisch zu entwickeln. Da ihm sein Gottesdienst in der Kapelle nicht genug besucht wurde, hält er jetzt seine Gottesdienste auf dem Flur des Krankenhauses ab, damit die Kranken auf alle Fälle seine „Gottesdienste“ hören, die teilweise natürlich sehr stark Propagandareden für die reichsbischöfliche Macht sind, allerdings auch mit Unterschieden, je nach dem[,] wie der Wind aus Berlin weht [...] Herr Pastor Kurras kümmert sich nicht um die Einwendungen der Ärzte. Die Freude der Kranken, an seinem Gottesdienst teilzunehmen, ist im Allgemeinen sehr gering, und die Schwestern müssen gelegentlich zum Ausdruck bringen, daß sie doch die Kranken nicht mit Gewalt zu den Gottesdiensten bringen können, ihnen ebenso wenig ein deutsch-christliches Blatt mit Gewalt aufzwingen können [...]“.²²¹

Hübner fügte hinzu, dass er beim Krankenhausvorstand darauf drängen wolle, unter den gegebenen Verhältnissen nicht nur einer Richtung der Kirche einen so maßgeblichen Einfluss im Krankenhaus zu gewähren, da

²¹⁹ Ebd.

²²⁰ Zu Gerhard Kurras s. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 3), S. 287 Nr. 3597.

²²¹ HAB Sarepta, Ordner „Material zur NS-Zeit“, Krankenhäuser (unverzeichnet), hier: Evangelisches Krankenhaus Wanne-Eickel, Aktenauszug.

sicher viele Kranke nicht deutschchristlich eingestellt seien.²²² Für die seelsorgerliche Betreuung der Schwestern in dieser schwierigen Situation hatte bereits Hübners Vorgänger Wilhelm Voigt 1933 den sehr engagierten Bekenntnispfarrer der Nachbargemeinde Holsterhausen, Ludwig Steil, gewinnen können. Dieser erklärte sich bereit, im Krankenhaus regelmäßig „Schwesternstunden und -tage“ zu halten, die von den Schwestern gerne besucht wurden.²²³

1936 wurde diese Aufgabe Pastor Karl Reuter²²⁴ übertragen, ebenfalls ein überzeugter Bekenntnispfarrer, da Ludwig Steil von Präses Karl Koch zur Mitarbeit in der Leitung der Bekennenden Kirche in Westfalen berufen wurde. „Zu unser aller großen Freude“, schrieb Vorsteherin Schwester Anna Fuselbach am 5. April 1937 an Herbert Hübner, „[ist] in unserer Generalversammlung am 31. März Herr Pastor Reuter in den Krankenhausvorstand gewählt worden.“²²⁵ Für die Schwestern bedeuteten die Bekenntnispastoren eine große Unterstützung in der alltäglichen Auseinandersetzung mit Deutschen Christen wie Pastor Kurras. Dieser hatte 1934 über längere Zeit „belastendes Material“ gegen Vorsteherin Wilhelmine Johanson gesammelt in der erkennbaren Absicht, die Diakonissen aus dem Krankenhaus zu drängen.²²⁶ Außerdem erreichten Hübner Klagen der Schwestern, dass auf sogenannten Fachschaftsabenden, zu denen sie von der DAF eingeladen wurden, die Kirche und der christliche Glaube in unbilliger Weise angegriffen und herabgesetzt würden.

Hübner riet in einem Brief vom 14. Dezember 1937 an Schwester Margarete Hochhaus, auf solche Einladungen hin nur einige Schwestern zu entsenden, auf deren innere Haltung sie sich unbedingt verlassen könne. Diese sollten bei derartigen Angriffen ihre Ablehnung zum Ausdruck bringen, indem sie still den Raum verließen.²²⁷ Auch der DAF-Obmann

²²² Ebd.

²²³ Ebd. – Zu Ludwig Steil s. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 3), S. 487 Nr. 6043.

²²⁴ Zu Karl Reuter s. a.a.O., S. 405 Nr. 5027.

²²⁵ Schwester Anna Fuselbach an Herbert Hübner am 5. April 1937 (wie Anm. 221), Briefauszug.

²²⁶ Briefwechsel zwischen Schwester Wilhelmine Johanson und Erich Meyer vom 27. September 1934 und 2. Oktober 1934, sowie mit Herbert Hübner am 1. November 1934 und 7. November 1934 (wie Anm. 221), Briefauszüge. – Von seinem Besuch im Allgemeinen Krankenhaus in Hagen berichtete Dietrich Bischoff am 18. Mai 1935, dass die Gottesdienste dort fast nur noch von deutschchristlichen Pfarrern gehalten würden, da Krankenhauspfarrer Niemann (s. Bauks, Pfarrer [wie Anm. 3], S. 359 Nr. 4492), ebenfalls ein Deutscher Christ, die Verteilung regelte. HAB Sarepta, Ordner „Material zur NS-Zeit“, Krankenhäuser (unverzeichnet), hier: Allgemeines Krankenhaus Hagen, Aktenauszüge.

²²⁷ Herbert Hübner an Margarethe Hochhaus am 14. Dezember 1937 (wie Anm. 221), Briefauszug.

des Krankenhauspersonals, so wurde dem Mutterhaus 1939 berichtet, „putscht die Mädchen zu Frechheiten gegen die Schwestern auf.“²²⁸

Alle diese Störungen, aber vor allem auch gravierende finanzielle Probleme des Krankenhauses, die durch die Spaltung innerhalb der Kirchengemeinde als Trägerin verursacht wurden, sowie Konflikte in Vorstand und Ärzteschaft führten schließlich dazu, dass Erich Meyer zum 15. Juli 1941 die Kündigung des Einsatzes der Diakonissen in diesem Krankenhaus aussprach.²²⁹ Zunächst nur „übergangsweise“ geplant, blieben die Sarepta-Schwwestern dann aber doch bis Kriegsende in Wanne-Eickel und versorgten die Kranken während der schweren Bombardierung der Stadt 1943/1944 auch noch nach der völligen Zerstörung des Krankenhauses in verschiedenen Notunterkünften.²³⁰

3.2.5 Erinnerungen an die Arbeit in Pflegehäusern Bethels

Eine nicht geringe Anzahl der Sarepta-Schwwestern arbeitete als Hausmütter und Pflegerinnen in den Kranken- und Pflegehäusern von Sarepta und Bethel. Zu Beginn des Krieges stellten die Anstalten 27 Häuser ganz oder teilweise als Reservelazarett zur Verfügung, in denen ebenfalls Sarepta-Schwwestern jeweils unter der Leitung einer Diakonisse, der Hausmutter, arbeiteten.²³¹ Über den Pflegealltag in Bethel während der NS-Zeit sind im

²²⁸ Ebd. Bericht von Schwester Dora von Recklinghausen vom 26. November 1939. – Von ähnlichen Schwierigkeiten mit den Obleuten der DAF berichtete Dietrich Bischoff auch aus Hagen. Auch hier wurde auf Schulungsabenden in Anwesenheit der Schwestern gegen Kirche, Innere Mission und Bethel Stellung bezogen, vgl. Bischoffs Bericht vom 31. Oktober 1934 (wie Anm. 226). Friedrich Tappenbeck, der Nachfolger von Bischoff als Bezirkspastor, berichtete am 1. April 1937: „Der Vorstand des Krankenhauses steht zur Zeit in schwierigen Verhandlungen mit der Arbeitsfront. Der Obmann [...] versucht jetzt mit allen Mitteln, auch unter Aufhetzung der Mädchen, daß für die Mädchen Überstunden und Sonntagsarbeit besonders bezahlt werden. Der Obmann scheint ein ganz besonders unangenehmer Mann zu sein, dem die Arbeit im Krankenhaus selbst völlig gleichgültig ist und der auch unseren Schwestern keineswegs freundlich gesonnen ist.“ Und am 14. Mai 1939 noch einmal: „Schwester Marie Tielking empfindet stark die wachsende Erschwerung unserer Arbeit durch die Einstellung der Arbeitsfront, die unter den Mädchen durch eine ganz antichristlich eingestellte ‚Jugendwartin‘ im Allgemeinen Krankenhaus gegen Teilnahme an Andachten usw. wirkt sowie immer wieder zu neuen Forderungen und Ansprüchen Anregung gibt.“ S. Allgemeines Krankenhaus Hagen (wie Anm. 226).

²²⁹ Aktenauszug (wie Anm. 221).

²³⁰ Auszüge aus Berichten von Pastor Heinrich Scholten (s. Bauks, Pfarrer [wie Anm. 3], S. 452 Nr. 5592) vom 30. September 1943 (wie Anm. 221).

²³¹ HAB Bethelkanzlei 1,37, Verzeichnis der „Gestellung der Leitung und der Pflegekräfte für das Reservelazarett“ vom 8. September 1939.

Sarepta-Archiv einige wenige Einzelberichte erhalten, die Schwestern zu Beginn ihres Feierabends rückblickend geschrieben haben.

Außerdem sind Tagebuchaufzeichnungen einer Schwester aus der Zeit von Oktober 1944 bis Mai 1945 überliefert. In den Interviews mit Heide-Marie Lauterer-Pirner 1985 hat eine Schwester kurz über ihre Tätigkeit im Haus Adullam berichtet.

Diakonisse Luise Lichtenstein (* 1905) schrieb in den 1970er Jahren nach ihrem Eintritt in den Feierabend einen sehr anschaulichen Bericht über ihre langjährige Tätigkeit im Haus Kana.²³² Bereits als Probeschwester hatte sie in diesem geschlossenen Haus für schwer anfallskranke Frauen gearbeitet und kehrte 1930 nach ihrer Einsegnung dorthin zurück; 1940 wurde sie Hausmutter von Kana und hatte dieses Amt bis 1972 inne. An die letzten 15 Jahre ihres Dienstes erinnerte sie sich besonders gern, da sie mit großer Freude von 1956 an den Neubau von Kana in Eckardtsheim mitplanen durfte und 1960 dort mit „ihren“ Frauen in ein schönes, helles Haus mit Garten umziehen konnte. Diese Freude ist mehr als verständlich, wenn man Schwester Luises Beschreibung des alten Hauses Kana liest, die einen Einblick in die Wohn- und Pflegebedingungen der damaligen Zeit gibt:

„[Kana] war umgeben mit einer hohen Mauer und wirkte wie ein Kloster mit dem alten Glockenschläger an der Pfortentür. Dazu war es recht dunkel im Haus, schon durch die vielen kleinen Fenster, die unten auf der Station vergittert waren. Im Hof war auch noch der Schweinestall von GroßBethel. Das Haus hatte drei Stationen. Auf der unteren Station waren zehn kleine Stübchen, die man nur von außen aufschließen konnte. Die Türen der Stübchen hatten eine dicke Füllung und waren mit Leder bezogen. Dort hatten wir die Schwerkranken und die Elenden untergebracht, die durch ihr Schreien viel Unruhe brachten. Die damaligen Medikamente brauchten längere Zeit, um die Patienten ruhig zu bekommen. Die mittlere Station sowie die obere hatten noch große Schlafsäle und nur einige Einzelzimmer. Auf der mittleren Station neben dem Schlafsaal schlief die Hausmutter. Wir anderen Schwestern schliefen zu dritt neben der Wäschestube. Auf der mittleren Station befand sich auch der Speisesaal für die Kranken und für uns. Die Hauptmahlzeiten nahmen wir gemeinsam mit den Kranken ein. Ebenso wurden dort auch die gemeinsamen Andachten gehalten. So waren wir eine große Familie.“²³³

Ein weiterer wesentlicher Aspekt des Tagesablaufs, den Luise Lichtenstein hervorhob, war die Beschäftigung der Kranken mit Stricken und

²³² HAB Sarepta, Ordner „Interviews mit Schwestern“ (unverzeichnet), hier: Schriftlicher Einzelbericht von Diakonisse Luise Lichtenstein (ohne Datierung), S. 1f. Protokoll eines Gesprächs mit Luise Lichtenstein am 27. November 1984 von Barbara von Richthofen, der damaligen Mutterhausvorsteherin.

²³³ A.a.O., S. 1.

Stopfen von Strümpfen für die Männerhäuser, mit Sticken und Weben von Kissen und Decken, Mithilfe bei der Hausarbeit und Peddigrohrflechten für die Herstellung von Stühlen in der Werkstatt der Brockensammlung. „Aber auch für die Seele wurde gesorgt“ mit wöchentlichen Gesangs- und Bibelstunden, mit gemeinsamen Spaziergängen am Wochenende sowie Ausflügen in die nähere Umgebung, zum Beispiel auf Einladung der Frauenhilfe in Spenge.²³⁴ Luise Lichtensteins Bericht und ihre Äußerungen im Gespräch mit Barbara von Richthofen sind von besonderer Bedeutung, da sie zu den wenigen Zeugnissen von Sarepta-Schwestern gehören, in denen sich diese an den Besuch der „Euthanasie“-Ärztelkommission in Bethel im Februar 1941 erinnerten. In ihrem Bericht hat sie die „Unruhe und Nöte“ erwähnt, die der Krieg mit sich brachte:

„Dazu kam noch die Angst und die Frage, was wird aus unseren Kranken, dürfen wir sie behalten? Ja, viele bange Stunden erlebten wir, wenn die Ärztelkommission unser Haus betrat und die Krankenblätter durchblättern. Manches stille Gebet ist zu Gott hinaufgestiegen. Gott hat uns vor dem Schlimmsten bewahrt. Wir durften unsere Kranken behalten. Aber heute bin ich noch dankbar für den Beistand und die Hilfe von Herrn Pastor Fritz von Bodelschwingh und von Herrn Dr. Volland. Dieses bleibt mir unvergessen.“²³⁵

Schwester Marie Burkhardt (* 1913) arbeitete während des Zweiten Weltkrieges im Haus Adullam, ebenfalls ein geschlossenes Haus für schwer anfallskranke Frauen. Auch sie erinnerte sich im Interview²³⁶ noch genau an den Besuch der „Euthanasie“-Ärztelkommission, der „jede einzelne Kranke vorgeführt“ werden musste, ohne dass die Schwestern dabei anwesend sein durften. Durch eine Probeschwester, die für kurze Zeit in Adullam gearbeitet habe, habe sie und hätten zwei kranke Frauen von den Krankenmorden erfahren. Entsprechend sei die Stimmung im Haus gewesen. Marie Burkhardt hat sich offensichtlich auch nach dem Krieg mit der Gefährdung Bethels durch die „T4-Aktion“ beschäftigt, erwähnte sie doch im Interview das Gespräch Bodelschwinghs mit Dr. Brandt während des Besuchs der Ärztelkommission und zitierte auch Fritz von Bodelschwingh mit dem bekannten Satz, dies sei der schwerste Tag seines Lebens gewesen.²³⁷

Was Luise Lichtenstein und Marie Burkhardt 1985 vom Besuch der „Euthanasie“-Ärztelkommission nach vielen Jahren noch erinnert haben, zeugt von dem Druck und den Ängsten, denen sie ausgesetzt waren,

²³⁴ A.a.O., S. 1f.

²³⁵ A.a.O., S. 2. Dr. Volland war der für Kana zuständige Arzt.

²³⁶ Lauterer-Pirner, Gruppengespräch mit Klara Fiedler, Marie Burkhardt, Martha Bischoff (wie Anm. 173), S. 7f.

²³⁷ A.a.O., S. 8.

zumal im Mutterhaus darüber Stillschweigen gewahrt wurde. Diakonisse Hanna-Elisabeth Baeß, Vorsteherin Sareptas von 1964 bis 1975, die die NS-Zeit in Bethel miterlebt hatte, antwortete 1990 auf die Frage nach der Bedrohung der Kranken durch die „T4-Aktion“: „Darüber wurde nicht gesprochen.“²³⁸ Diakonisse Änne Wierike (* 1904) schrieb zwischen 1974 und 1976 in den ersten Jahren ihres Feierabends einen umfangreichen Bericht über ihre langjährige Tätigkeit im Haus Patmos. Bereits 1938 hatte sie als Probeschwester dort sehr gerne gearbeitet und wurde nach Abschluss ihrer Ausbildung im Mai 1944 als Stationsschwester erneut in Patmos eingesetzt. Anschaulich hat sie in ihrem Erinnerungsbericht die alltägliche Arbeit auf der Station geschildert, die nie abbriss:

„14 Tage war ich nur auf der Mädchenstation, dann fragte mich Schwester Mathilde, die Hausmutter, ob ich Freudigkeit hätte, die Jungen zu übernehmen. Ich sagte mit Angst und Zagen zu, es waren 48 Knaben auf der Station, große und kleine, frische und schwache, gehfähige und gehunfähige. Sprechen oder stammeln konnten nur ganz wenige. Mir zur Seite standen noch vier junge Schwestern, und wir haben wacker gearbeitet. Die Arbeit riß nie ab, von früh bis spät waren wir beschäftigt. Zwischendurch bekamen wir $\frac{3}{4}$ bis 1 Stunde zum Verschnaufen, oft verging auch ein Tag ohne Ruhepause. Zwei- oder dreimal in der Woche standen wir statt um 5 Uhr schon um 4 Uhr auf: Einmal wurde gewaschen, einmal badeten wir die Kinder. Während des Krieges und danach mussten wir alle Kinder einmal wöchentlich wiegen, weil das Essen so knapp war.“²³⁹

In schrecklichster Erinnerung war ihr der schwere Bombenangriff auf Bethel am 29. Januar 1945, bei dem auch das Haus Patmos an vielen Stellen brannte und die Schwestern versuchten, die Brandherde mit Wasser und Sand zu löschen, während Schwester Mathilde nicht gehfähige Kinder aus dem Haus trug.²⁴⁰ Wiederholt erwähnte Änne Wierike die „knapp-

²³⁸ HAB Bibliothek, „Der Ring“. Informationsblatt der v. Bodelschwingschen Anstalten Bethel 7/8 (1990), S. 31: Gespräch von Hanna-Elisabeth Baeß mit „Ring“-Redakteur Manfred Hellmann. – Erika Eppinger, die 1940/1941 vertretungsweise mehrmals in der Bethelkanzlei arbeitete, erinnerte sich im Interview mit Gruppe II (wie Anm. 172), S. 1, dass sie die Ereignisse nur sehr am Rande miterlebt, aber doch bemerkt habe, dass Patienten entlassen oder beurlaubt wurden. Luise Georgi, die 1940/1941 im Schülerinneninternat arbeitete, berichtete im Interview Gruppe II (wie Anm. 172), S. 17, dass sie dort durch Margarete Gerlach von den schwierigen Verhandlungen gehört habe, „aber man mußte ja so vorsichtig sein.“ In den Interviewbeiträgen beider Schwestern ist schwer voneinander abzuheben, was sie wirklich erlebt und was sie als spätere Information bzw. Interpretation hinzugefügt haben.

²³⁹ HAB Sarepta, Ordner „Interviews mit Schwestern“ (unverzeichnet), hier: Schriftlicher Einzelbericht von Diakonisse Änne Wierike, S. 1.

²⁴⁰ Ebd. – Vgl. auch Hochmuth, Spurensuche (wie Anm. 127), S. 169f. Die Leitung von Patmos übernahm nach dem Tod von Schwester Mathilde im Dezember 1945 nicht

pe und fettarme Kost“ während der Kriegs- und Nachkriegsmonate und deren verheerende Folgen, die sie in Patmos erlebte:

„Die Kinder waren durch die knappe und fettarme Kost so geschwächt, daß schon eine kleine Grippe oder Erkältung ihr Leben verlöschen ließ. Es verging fast keine Woche ohne Sterbefall. An Karlchen erinnere ich mich noch sehr gut, den ich lange in der überfüllten Leichenhalle suchen musste, um ihn einzusargen. Endlich fand ich ihn, zu Füßen eines alten Herrn.“²⁴¹

Neben diesen leidvollen Erfahrungen war es ihr ein Anliegen, auch von der Freude zu erzählen, die ihr die Arbeit mit „ihren“ Jungen gemacht hatte. Liebevoll und oft humorvoll schilderte sie deren „Streiche“. Ähnlich wie für Luise Lichtenstein waren für sie in den 1950er Jahren die Planung und der Bau des neuen Hauses Patmos und schließlich der Umzug in dieses neue Haus im Oktober 1958 die allergrößte Freude.²⁴²

Diakonisse Magdalene Freimuth war während des Krieges Sekretärin des Chefarztes der Inneren Abteilung im Krankenhaus und Lazarett Gilead, Dr. Hellmuth Marx. Sie fertigte einen tagebuchartigen Bericht unter der Überschrift „Etwas aus dem Erleben der Endphase des 2. Weltkriegs 1939–1945“ an,²⁴³ in dem sie ausführlich die ständigen Alarme und häufigen Luftangriffe auf Bielefeld und Bethel seit Anfang Oktober 1944 sowie deren schwere Folgen und Belastungen für die Menschen in Bethel schilderte. Unter dem Datum 7. Februar 1945 trug sie ein, dass es „trotz der enormen Schäden bald [gelang], für alle Obdach und Verpflegung zu beschaffen. Wir leben vorwiegend aus Gemeinschaftsküchen und essen ‚Zusammengekochtes‘, das uns aber gut schmeckt. Unter großen Schwierigkeiten kommt auch die Diätküche langsam wieder in Gang.“²⁴⁴ Am 14. April 1945 notierte sie allerdings: „[...] unsere dringlichste Sorge ist die Lebensmittelversorgung, die ab nächster Woche kritisch zu werden droht. Es wird uns – aber nur für die Lazarette – amerikanische Verpflegung zugesagt.“²⁴⁵ Vor dem Hintergrund dieser Aussagen erscheint die mangelhafte Ernährungssituation in Patmos, wie Änne Wierike sie beschrieben hat, erklärungsbedürftig. Zur Entwicklung der Ernährungslage

Änne Wierike, wie Degen, Bethel (wie Anm. 54), S. 64, unzutreffend schreibt, sondern Diakonisse Luise Krüger, vgl. HAB Mappe B I 7,3 Nr. 1-20, Die Anstalt Bethel.

²⁴¹ Schriftlicher Einzelbericht von Diakonisse Änne Wierike (wie Anm. 239), S. 2.

²⁴² A.a.O., S. 2, S. 4.

²⁴³ HAB Sarepta, Ordner „Interviews mit Schwestern“ (unverzeichnet), hier: Schriftlicher Einzelbericht von Diakonisse Magdalene Freimuth.

²⁴⁴ A.a.O., S. 7.

²⁴⁵ A.a.O., S. 15.

während der Kriegs- und Nachkriegszeit stehen umfassende Forschungen sowohl für Sarepta als auch für die Anstalt Bethel noch aus.²⁴⁶

3.2.6 Erinnerungen aus dem Bereich der Fürsorgeerziehung

3.2.6.1 *Das Mädchenheim in Ummeln bei Bielefeld*

Diakonisse Christine Vahle (* 1892) leitete von September 1933 bis 1963 das Mädchenheim in Ummeln, eine Einrichtung der Fürsorgeerziehung, die damals zwölf Häuser für „schwer erziehbare“ Mädchen und ein Altersheim umfasste. Eines der Häuser war bei ihrem Amtsantritt bereits für die sogenannten „Arbeitsdienstmaiden“ beschlagnahmt worden, wurde jedoch nach wenigen Jahren aufgelöst.²⁴⁷ Christine Vahle war für das Personal – zirka 34 Sarepta-Schwwestern arbeiteten dort –, für die Mädchen und für die gesamte Hauswirtschaft zuständig. Das Mädchenheim in Ummeln war zugleich der Hauptsitz des Verbands der Fürsorge-Erziehungsanstalten, zu dem auch Heime in Schweicheln, Werther und Tecklenburg gehörten. Die Gesamtverantwortung für diese Einrichtungen lag bei Pastor Karl Richter²⁴⁸, mit dem Schwester Christine in Ummeln eng zusammenarbeitete. Im hohen Alter von 93 Jahren erinnerte sie sich im Interview noch gut an die jungen Frauen, die sie in der NS-Zeit im Mädchenheim zu betreuen hatte. Die meisten von ihnen kamen aus sogenannten „asozialen“ Familien (so die damalige Amtssprache) und wurden von Jugendämtern eingewiesen. Zur Arbeit wurden die Mädchen in der Hauswirtschaft des Heims sowie in der großen Landwirtschaft der umliegenden Bauernhöfe eingesetzt, wo ihre Arbeitskraft sehr gefragt war und zum Teil mit Geld, vor allem aber mit Naturalien (Kartoffeln, Obst) entlohnt wurde. Daher musste man, wie Christine Vahle hervorgehoben hat, in Ummeln keine Hungersnot leiden.²⁴⁹

An zwei der Mädchen hat sich Christine Vahle besonders gut erinnert. Beide waren aus politischen Gründen in das Heim eingewiesen worden. Die eine, noch Schülerin, hatte zu dem von ihr selbst formulierten Thema „Wie sieht der heutige Mensch das Geschehen in unserem Staate an?“ einen Aufsatz gegen den Nationalsozialismus geschrieben, der bei einer

²⁴⁶ Vgl. Benad [u.a.], Einsatz (wie Anm. 54), S. 27. Der dort zitierte Aufsatz von Eckhard Heesch bezieht sich jedoch, was die Ernährungslage betrifft, ausschließlich auf die Anstalt Bethel, (vgl. Heesch, a.a.O., S. 295-298).

²⁴⁷ Lauterer-Pirner, Einzelgespräch mit Schwester Christine Vahle (wie Anm. 167), S. 1. – Der offizielle Name des Heims lautete „Evangelische Mädchen- und Frauenheime.“ Diese waren 1907 vom Kuratorium des „Evangelischen Männer- und Frauenasyls der Provinz Westfalen“ gegründet worden.

²⁴⁸ Zu Karl Richter s. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 3), S. 408 Nr. 5056.

²⁴⁹ Lauterer-Pirner, Einzelgespräch mit Schwester Christine Vahle (wie Anm. 167), S. 3f.

Hausdurchsuchung gefunden worden war. „Die paßte ganz und gar nicht [nach Ummeln]“, meinte Christine Vahle, und konnte über ihren vorgesetzten Dezernenten, Dr. Weber in Münster, den sie als „bewußten, frommen Katholiken“ schätzte, erreichen, dass die junge Frau „getarnt als Angestellte“ in ein Pfarrhaus kam. Im zweiten Fall ging es um eine junge Frau, die zusammen mit ihrem Freund spätabends in Münster selbstgedruckte Flugblätter, die sich gegen den Nationalsozialismus richteten, in den Straßen verteilt hatte und von der Polizei aufgegriffen worden war. „Auf jeden Fall“, so Christine Vahle, „wurden solche [Mädchen] von uns immer ein wenig berücksichtigt. Man versuchte, etwas zu tun.“²⁵⁰ Dabei habe sie sich – so ihre Überzeugung noch im hohen Alter – ganz auf Dr. Weber verlassen können. Er habe es ihr auch (was keineswegs selbstverständlich war) ermöglicht, morgens mit den Mädchen Andacht zu halten, Tischgebete zu sprechen und auch den Abendsegens zu begehnen. Sie sei deswegen nie bedrängt worden. Eine kleine Episode bringt ihre Zusammenarbeit mit dem Dezernenten anschaulich zum Ausdruck:

„Es kam dann nach einiger Zeit [...] ein anderer, der wurde dem Dr. Weber so ein bißchen vorgesetzt, das war ein Nazi-Mann. Als der durchging, hatte der allerlei zu beanstanden, vor allen Dingen sagte er dann, das wäre ja gar keine Art in heutiger Zeit, dass die Mädchen in Einzelzimmern schliefen. Da könnte man keine Kameradschaft üben. Kameradschaft könnte man nur dann üben, wenn man in Sälen schlief. Da flüsterte mir Dr. Weber zu – reißen Sie keine Wände ein. Und das haben wir natürlich auch nicht getan. Und dieser Mann war natürlich auch mit unserer Erziehungsart nicht einverstanden, konnte sich aber nicht, so wie er es wahrscheinlich gerne getan hätte, durchsetzen.“²⁵¹

Wie viele Sarepta-Diakonissen empfand auch Christine Vahle den Hitlergruß als Gewissensproblem. Sie vermied ihn im Umgang mit den Mädchen auf den Stationen, fühlte sich allerdings, wie sie im Interview gestand, in der Verwaltung dazu genötigt, da es dort einige sehr nationalsozialistisch eingestellte Mitarbeiterinnen gegeben habe. Von den Schwestern im Heim war (nach ihren Worten) nur eine, „ausgerechnet die älteste“, überzeugte Nationalsozialistin. Diese habe jeden Abend mit ihrer Mädchengruppe mit erhobener Hand das Horst-Wessel-Lied angehört, sei jedoch von den anderen nicht beachtet worden²⁵² – für Christine Vahle war das sicher auch eine Form stillen Widerspruchs. Gefragt nach der medizinischen Betreuung bzw. Kontrolle des Heims, berichtete sie, dass das Gesundheitsamt ständig Kontrollen durchgeführt habe und die ge-

²⁵⁰ A.a.O., S. 1f.

²⁵¹ A.a.O., S. 1.

²⁵² A.a.O., S. 2.

schlechtskranken Mädchen, vorwiegend Ausländerinnen, gesondert in einem Haus untergebracht worden seien.

Auf die Frage, ob Mädchen aus dem Heim zwangssterilisiert wurden, wusste sie zu berichten, dass während der gesamten NS-Zeit „nur in den allerersten Jahren“ eine junge Frau Opfer einer Zwangssterilisierung geworden sei. Die Gründe dafür habe sie nie erfahren.²⁵³

Insgesamt sei es Ummeln wesentlich besser als anderen Heimen ergangen, nicht zuletzt Dank Dr. Webers und auch der zuständigen Ärztin in Münster, Frau Dr. Schreiner (?), die ebenfalls nicht nationalsozialistisch eingestellt gewesen sei.²⁵⁴ Durch beide habe man einen gewissen Schutz gehabt, der es ermöglicht habe, noch vorhandene Spielräume zu nutzen und im Sinne des diakonischen Auftrags zu arbeiten.

3.2.6.2 Das „Evangelische Mädchenheim Waldheimat“ in Werther bei Bielefeld

Diakonisse Martha Bischoff (* 1899) arbeitete von 1932 bis 1970 im „Evangelischen Mädchenheim Waldheimat“, davon viele Jahre als Leiterin des Heims, das damals 130 Plätze für schulentlassene sogenannte „schwer erziehbare“ Mädchen hatte.²⁵⁵ Im Interview mit Heide-Marie Lauterer-Pirner erinnerte sie sich als erstes an den für das Heim zuständigen Beamten aus dem Landesjugendamt in Münster, Herrn Bubenzer, der dem Haus nicht wohlgesonnen gewesen sei und den man sehr gefürchtet habe: „der wollte unser Heim aushungern, wir hatten also sehr viele leere Plätze. Es wurden von den Jugendämtern die Jugendlichen einfach nicht mehr überwiesen.“²⁵⁶

²⁵³ A.a.O., S. 3. Vgl. dagegen Schmuhl, Hans-Walter/Winkler, Ulrike: Vom Asyl für entlassene Gefangene zur Teilhabe für Menschen mit Behinderungen. 150 Jahre Diakonische Stiftung Ummeln (1866–2016), Bielefeld 2016, S. 184. Schmuhl und Winkler konnten 19 Sterilisationsfälle in Ummeln sicher nachweisen. Bei 5 dieser Fälle vermuten sie, dass es sich um junge Frauen aus dem Heim handelte. Sicher zu belegen sei dies jedoch nicht.

²⁵⁴ Lauterer-Pirner, Einzelgespräch mit Schwester Christine Vahle (wie Anm. 167), S. 1. Sehr wahrscheinlich handelte es sich bei dieser Ärztin um Frau Dr. Scheuner (Fehler bei der Transkription des Tonbands?), die von Christine Vahle auf S. 4 noch einmal zusammen mit Dr. Weber positiv erwähnt worden ist.

²⁵⁵ Schmuhl, Hans-Walter: Gilead im Nationalsozialismus, in: Stockhecke, Kerstin/Schmuhl, Hans-Walter (Hgg.): Von Anfang an Evangelisch. Geschichte des Krankenhauses Gilead in Bielefeld, Bielefeld 2013, S. 311-335, hier S. 326-328. Das Heim war ebenfalls eine Einrichtung des „Evangelischen Männer- und Frauenasyls der Provinz Westfalen“ und wurde seit 1915 von Diakonissen des Mutterhauses Sarepta betreut.

²⁵⁶ Lauterer-Pirner, Gruppengespräch mit Klara Fiedler, Marie Burkhardt, Martha Bischoff (wie Anm. 173), S. 8f.

In diesem Zusammenhang hat Martha Bischoff erwähnt, dass Dr. Jaspersen auf diese freien Plätze von Bethel aus eine ganze Gruppe von Frauen und Mädchen überwies, die in Magdala „euthanasiegefährdet waren“.²⁵⁷ Man habe diese Patientinnen in dem Heim aufgenommen und betreut, obwohl diese eigentlich gar nicht dorthin passten. „Später“ (so glaubte sie sich zu erinnern) „hat Dr. Jaspersen diese gefährdeten Leute wieder zurückgenommen. Das war vor dem Krieg noch“[?].²⁵⁸ Dieser letzte Satz lässt allerdings Zweifel an der Erinnerung Martha Bischoffs aufkommen, da die T4-Aktion erst im Oktober 1939 begonnen hat. Die Verlegung einer Gruppe von Frauen und Mädchen aus Magdala nach Werther ist in den Aufnahme- und Entlassbüchern der Klinik Bethesda weder vor noch während des Zweiten Weltkriegs belegt.²⁵⁹

Mit spürbarer Erleichterung hat Martha Bischoff ferner erwähnt, dass Herr Bubenzer gleich zu Kriegsbeginn eingezogen worden sei und Landesrätin Dr. Scheuner seine Stelle übernommen habe. An diese erinnerte sich Martha Bischoff ähnlich wie Christine Vahle in Ummeln sehr positiv. „Wir haben aber sehr viel zu tun gehabt mit den Sterilisationen“, fuhr sie im Interview fort:

„Wir hatten speziell eine Abteilung für schwerstintellektuell Behinderte[,] und wir mußten die dann vorstellen, wenn also Erbgesundheitsgerichtssitzungen bei uns waren, dazu gehörte[n] Dr. Jaspersen, Herr Amtsgerichtsrat Geibel und der Amtsarzt von Bielefeld. Diese drei Herren kamen dann, und wir mußten unsere Mädchen vorstellen, aber es durfte niemand von uns dabei sein. Sie wollten jeweils das betreffende Mädchen allein haben. Und so konnten wir nichts dafür einlegen. Ich hab[e] trotzdem versucht, hie[r] und da zu sagen – meines Erachtens ist die nicht so sehr beschränkt, die weiß schon[,] sich zu bewegen und fertig zu werden im Leben, aber das konnte ich eben nur, will mal sagen, privat sagen. Offiziell vernommen wurde ich nicht. Aber da sind sehr viele Mädchen sterilisiert worden. Die mussten wir dann meistens nach Gilead bringen. Ohne Einwilligung der Mädchen, die waren ja alle minderjährig, und auch ohne Einwilligung der Eltern, meistens war ihnen das Sorgerecht entzogen, und so kam das also, dass sie nur der Behörde unterstanden, und in diesem Fall waren wir die Behörde.“²⁶⁰

²⁵⁷ A.a.O., S. 8. Das Haus Magdala gehörte zur psychiatrisch-neurologischen Abteilung Bethesda der Krankenanstalten Sareptas.

²⁵⁸ Ebd.

²⁵⁹ HAB Bethesda, Amtsbücher Patientinnen und Patienten, 274 und 275: Während des kritischen Zeitraums von Herbst 1939 bis Sommer 1941 wurden drei Patientinnen nach Werther überwiesen (Oktober 1939, Februar 1941, März 1941).

²⁶⁰ Lauterer-Pirner, Gruppengespräch mit Klara Fiedler, Marie Burkhardt, Martha Bischoff (wie Anm. 173), S. 8f. Schmuhl, Gilead (wie Anm. 255), S. 332, Anm. 68, hat für die Waldheimat ermittelt, dass bis Ende 1939 dort 198 Sterilisationsverfahren eingeleitet wurden und auch noch während des Krieges Bewohnerinnen des Heims

Martha Bischoff hat die Zwangssterilisationsverfahren offensichtlich in deren ganzer Härte wahrgenommen. Sie hat versucht, wenigstens „privat“ im Gespräch, vermutlich mit Dr. Jaspersen, etwas Einfluss zugunsten der ihr anvertrauten jungen Frauen zu nehmen, hat dabei jedoch schmerzlich ihre Machtlosigkeit erfahren müssen.

Christine Vahles und Martha Bischoffs Erinnerungen an deren langjährige Tätigkeit als Hausmütter in den beiden Frauen- und Mädchenheimen in Ummeln und Werther zeigen, wie unterschiedlich sich trotz staatlicher Bestimmungen und Kontrollen das Leben und Arbeiten in diesen Einrichtungen der Fürsorgeerziehung gestalten konnte. Viel hing von der Persönlichkeit und der politischen Einstellung der zuständigen Dezenten und Ärzte ab, die seitens der staatlichen Behörden die Kontrollen durchführten. In Schwester Christines und Schwester Marthas Schilderungen ist auch nach vielen Jahren noch die Empathie zu spüren, die sie den jungen Frauen in deren schwierigen Lebenssituationen entgegengebracht haben.

4. Schlussbetrachtung

„Wir versuchen beiden Aufgaben gerecht zu werden“. Mit diesen Worten hat Erich Meyer seinen Überblick über die Aus- und Weiterbildung der Diakonissen in seinem Jahresbericht für 1935 beendet. Konkret meinte er damit in diesem Zusammenhang die in den zurückliegenden Jahren notwendig gewordenen Änderungen in den Lehrplänen der verschiedenen Ausbildungsgänge durch die Aufnahme nationalsozialistischer Themen und Unterrichtsfächer wie „Rassenkunde“ und „Weltanschauung“. In den nachfolgenden Einzelberichten der drei Sarepta-Bezirkspastoren über die Ausbildungsgänge ihres jeweiligen Zuständigkeitsbereichs wurde durchweg betont, wie tatkräftig man sich an der Lösung der vom Staat gegebenen neuen Aufgaben beteilige. Zugleich hat Meyer als die zweite Aufgabe hervorgehoben, in der „Ausbildung der Schwestern auch der Neuordnung in der Kirche gerecht zu werden, die eine starke Betonung des Gemeindlichen und Volksmissionarischen erfordert“.²⁶¹

Versucht man, die am Anfang dieses Beitrags gestellte Frage zu beantworten, in welcher Weise sich das Mutterhaus Sarepta als christlich diakonisches Werk mit der Ideologie und gesundheitspolitischen Ein-

sterilisiert worden sind, zum Teil in Gilead, zum Teil in den Städtischen Krankenanstalten Bielefeld. In seiner Tabelle (a.a.O., S. 327) über Sterilisandinnen und Sterilisanden im Krankenhaus Gilead 1933–1945 gibt er 140 (!) Fälle aus Werther an, von denen nach Schmuhls Einschätzung sehr wahrscheinlich die ganz überwiegende Zahl aus der Waldheimat kam.

²⁶¹ S. o. Anm. 62.

flussnahme des NS-Regimes auseinandergesetzt hat, so lässt sich zusammenfassend sagen, dass diese „Auseinandersetzung“ zutreffend mit Erich Meyers Versuch, „beiden Aufgaben gerecht zu werden“, umschrieben ist. Die Zustimmung der Mutterhausleitung zum NS-Regime, das sie 1933 mit religiösem Pathos begrüßt hat, und die daraus resultierende Anpassung, standen neben ihrem Bekenntnis zu den christlichen Grundlagen und sozialen Prinzipien der Mutterhausdiakonie. Die Widersprüche, die sich aus diesem Nebeneinander ergaben, traten (wie die Vorträge Erich Meyers und Paul Kirschsiepers auf den Herbstkonferenzen der Jahre 1933 und 1934 beispielhaft zeigen) zurück hinter dem unübersehbaren Bemühen, zentrale Elemente der NS-Ideologie wie „Volksgemeinschaft“ und „Führerprinzip“ biblisch zu begründen und als dem Mutterhausgedanken wesensverwandt darzustellen.²⁶² Dieses war ein theologisches Unterfangen, das aus heutiger Sicht nur noch schwer nachvollziehbar ist, das damals jedoch in nationalprotestantisch orientierten Kreisen weit verbreitet war.²⁶³

Erklärtes Ziel der Mutterhausleitung war nach der nationalsozialistischen Machtübernahme eine „gedeihliche Mitarbeit Sareptas im neuen Staat“.²⁶⁴ Dazu gehörten die Eingliederung der Schwesternschaft in die „Reichsfachschaft deutscher Schwestern und Pflegerinnen“ und damit in die „Deutsche Arbeitsfront“ ebenso wie die durchaus positive Einstellung zu der neu gegründeten Reichskirche unter Führung von Reichsbischof Ludwig Müller sowie ihre deutliche Zurückhaltung gegenüber der Bekennenden Kirche. Auch die gesundheitspolitischen Maßnahmen des NS-Regimes unmittelbar nach der Machtübernahme wurden von der Mutterhausleitung bejaht, und die leitenden Ärzte Sareptas wirkten maßgeblich an der Durchführung des „Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ bis in die Kriegsjahre hinein mit.²⁶⁵

Seit Herbst 1935 ist jedoch eine vorsichtige, partielle Distanzierung sowohl Paul Kirschsiepers als auch Erich Meyers von der nationalsozialistischen Gesundheitspolitik erkennbar. Unter dem Druck der zunehmenden Einflussnahme der NSV auf traditionelle Arbeitsbereiche der Mutterhausdiakonie wurde eine Neubesinnung auf den Kern christlicher Diakonie, nämlich den Dienst an den Schwächsten, notwendig und von beiden Pastoren betont.²⁶⁶ In der Praxis bedeutete dies, dass Sarepta in der Folge-

²⁶² S. o. Abschnitte 2.1 und 2.3.

²⁶³ Kurz, Roland: Nationalprotestantisches Denken in der Weimarer Republik. Voraussetzungen und Ausprägungen des Protestantismus nach dem Ersten Weltkrieg in seiner Begegnung mit Volk und Nation, Gütersloh 2007, S. 177-189 und S. 374-383.

²⁶⁴ S. o. Erich Meyer im Brief an Dr. Löhr (wie Anm. 45).

²⁶⁵ S. o. Abschnitte 2.2, 2.3, 2.4.

²⁶⁶ S. o. Paul Kirschsiepers Vortrag auf der Herbstkonferenz 1935 (wie Anm. 58) und Erich Meyers Predigt auf der Herbstkonferenz 1936 (wie Anm. 59).

zeit eine generelle Zusammenarbeit mit der NSV innerhalb eines Krankenhauses ablehnte und dadurch ausgelöste Vertragskündigungen in Kauf genommen hat bzw. selbst aussprach. Die „Euthanasie“-Aktion der Nationalsozialisten wurde von den Pastoren und Ärzten Sareptas einmütig abgelehnt. Leider bleibt die einzige überlieferte Stellungnahme Erich Meyers zu diesem Fragenkomplex inhaltlich sehr begrenzt und zeitgebunden. Eine tiefere Auseinandersetzung mit der gesamten Problematik fand im Mutterhaus damals nicht statt – zumindest hat sie sich nicht in heute noch greifbaren Quellen niedergeschlagen. Die partielle Ablehnung der gesundheitspolitischen Maßnahmen des NS-Regimes hat bei der Mutterhausleitung Sareptas jedoch ebenso wenig wie ihre zumindest innere, schrittweise Hinwendung zur Bekennenden Kirche dazu geführt, dass sie den NS-Staat als solchen zu irgendeinem Zeitpunkt erkennbar in Frage gestellt hätte.²⁶⁷

Die im Verhältnis zur zahlenmäßig sehr großen Schwesternschaft Sareptas recht kleine Gruppe von zirka 25 Diakonissen, deren Interviews, Briefe und Berichte ausgewertet werden konnten, vermittelt trotz dieser Begrenztheit doch einen differenzierten Eindruck der unterschiedlichen Standpunkte und Erfahrungen der Schwestern in ihrer Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und mit der Haltung der Mutterhausleitung. Diese reichten von überzeugter Zustimmung zum NS-Regime bei einer kleineren Gruppe von Diakonissen über anfängliche Begeisterung und nachfolgende Skepsis bei anderen bis zu grundsätzlicher Ablehnung und Kritik.

Die Schwestern, die dem Nationalsozialismus ablehnend gegenüberstanden, erlebten die Haltung der Mutterhausleitung teilweise als sehr ambivalent und belastend. Als besonders gravierend empfanden die Diakonissen die Einschränkungen in der evangelischen Jugendarbeit während der NS-Zeit. Mit viel Einfallsreichtum und Zivilcourage haben sie versucht, trotz Kontrollen durch die Gestapo die Verbote zu umgehen. Unterstützung fanden sie in Bekenntnisgemeinden, in denen sie arbeiteten, aber auch von Seiten des Mutterhauses, wie im dritten Teil dieses Beitrags gezeigt werden konnte.

²⁶⁷ S. o. Abschnitt 2.4.